

DIE VÖLKERSCHLACHT BEI LEIPZIG. VON G. SCHMIEDGEN.



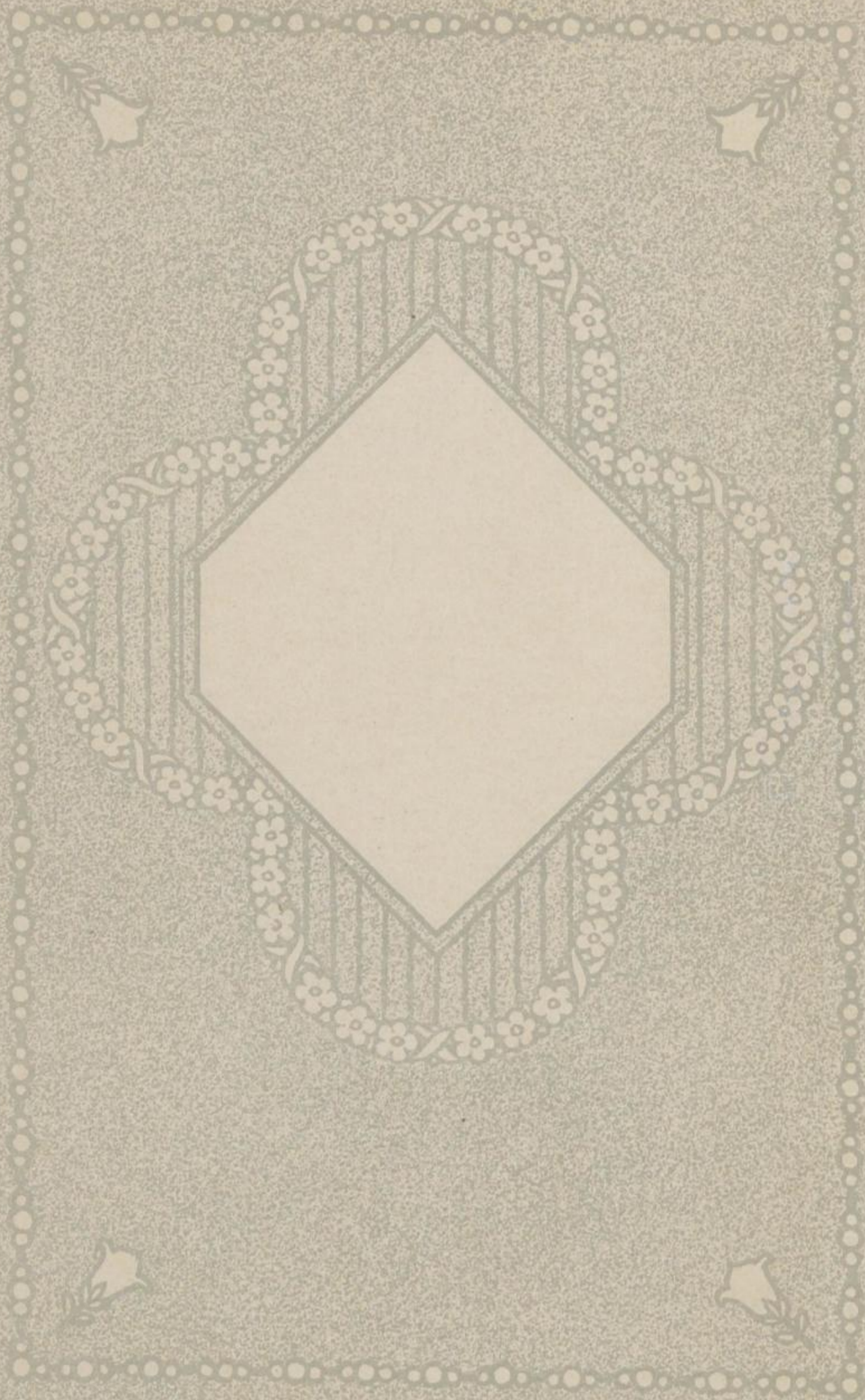
Gotha, Friedrich Andreas Perthes. A-G.

ische

A

D

bibl.





Die
Völkerschlacht bei Leipzig.

180
181
182
183
184
185
186
187
188
189
190
191
192
193
194
195
196
197
198
199
200

)





Blücher.

Die
Völkerschlacht bei Leipzig.

Für das Volk und die Jugend erzählt

von

G. Schmiedgen.

Mit zwölf Vollbildern und vier Schlachtenplänen.



Gotha 1913.

Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Sächsische
Landesbibliothek
20. MAI 1980
Dresden

Seinem lieben Bruder

Carl Schmiedgen

in Emmendingen i. B.

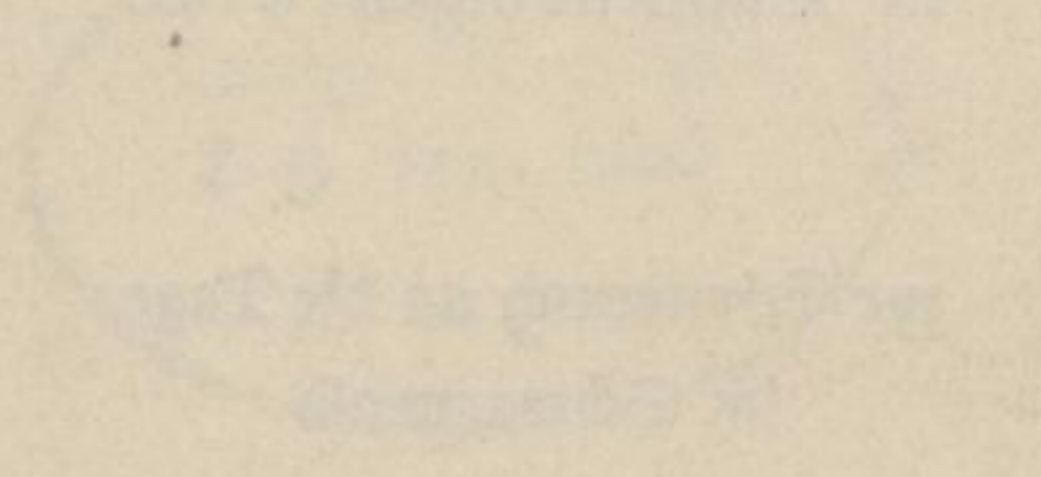
zur Erinnerung an die Tage
im Schwarzwald

in herzlicher Liebe zugeeignet.

Erweiterte Ausgabe

Carl Schmitt

Die Diktatur



Verlag C. H. Beck

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Kapitel. Deutschlands Erwachen	1
2. Kapitel. Vor Leipzig	13
3. Kapitel. Napoleon in Leipzig	23
4. Kapitel. Der Reiterkampf bei Liebertwolkwitz	37
5. Kapitel. Die Schlacht bei Möckern	46
6. Kapitel. Die Schlacht bei Wachau	61
7. Kapitel. Nach der Schlacht	76
8. Kapitel. Die Entscheidungsschlacht	90
9. Kapitel. Betrachtungen	111
10. Kapitel. Der Sturm auf Leipzig	125
11. Kapitel. Siegeseinzug	147
12. Kapitel. Schlußwort	160

[Faint, illegible text]

[Faint, illegible text]



I.

Deutschlands Erwachen.

1813! Du großes Schicksalsjahr — du Jahr der Befreiung! Endlich — nach langer, düsterer Nacht, die seit den unglücklichen Tagen von Jena und Auerstädt über Deutschlands Gauen gelagert — ist der Strahl eines goldenen Morgenrothes angebrochen! Eine fürchterliche Nacht ist's gewesen — eine Nacht des Grauens, des Jammers und des Elends, der Qual und der Pein.

Wie ein vernichtender Wetterstrahl war 1806 Napoleon hineingefahren in die Wirrnis deutscher Zerissenheit und hatte die glorreichen Fahnen Preußens in den Staub niedergeworfen. Diese unselige Uneinigkeit der deutschen Volksstämme! Nichts charakterisiert den Jammer Deutschlands jener Tage trübseliger als die Tatsache, daß ein Teil der Nation müßig, mit verschränkten Armen — ja sogar schadenfroh — zusah, wie ein anderer Teil von Napoleon zugrunde gerichtet ward. So mußte es ja dem brutalen korsischen Eroberer leicht werden, das alte Heilige Römische Reich Deutscher Nation, dessen eingeschrumpfter und gelähmter Leib schon längst der Altersschwäche rettungslos verfallen war, in Trümmer zu zerschlagen. Daß er mit diesem

Schmiebgen, Völkerschlacht.

„Ende Deutschlands“ eine der furchtbarsten und dümmsten Lügen der deutschen Weltgeschichte beiseite räumte, war kein Schaden, wenn nur das Weh — das schreckliche Weh nicht gewesen wäre, das dabei über unser armes, niedergetretenes Vaterland gebracht wurde!

Berauscht vom Bewußtsein seiner unendlichen Macht und dem taumelnden Übermut des unerhörten Glückes, hat Napoleon sein Joch gerade auf die Schultern unseres unglücklichen Volkes mit furchtbarer Wucht gelegt. Wie eine Gottesgeißel hat er unsere vor Schmerz und Wut ächzenden, ohnmächtigen deutschen Volksstämme bis aufs Blut gepeitscht, und wohin er auch immer mit seinen grausamen Schlägen getroffen, überall hat er Ströme von Blut entzogen. Mit skrupellosem Gewissen, mit unbezwingbarer Eisensfaust hat er in die Volksseele eingegriffen und das Innerste zerwühlt und zerrissen — ja förmlich das Herz im Leibe herumgedreht. Unser armes Vaterland glich einem vor Erschöpfung zusammenbrechenden Rosse, das den unwiderstehlichen Schenkeldruck seines korsischen Reiters fühlte und dessen Flanken durch die Sporen des grausamen Bezwingers bis auf die Knochen blutig gerissen wurden.

Ja, es ist eine fürchterliche Zeit gewesen, eine Zeit voll Eisen und Elend, voll Wut und Blut. Mit höhnen- dem Übermute und mit frevelhafter Willkür hat der Weltdespot gerade unser Vaterland gequält und dabei ausgezogen durch Überlastung mit Kriegskontributionen, Einquartierungen, Steuern und Plackereien aller Art, verbunden mit dem Ruine jeglichen Handels und Verkehrs. Jedes Gefühl nationalen Denkens suchte er durch schonungslose Kränkung zu verletzen. Jede Regung edler, großer Geister verfolgte er mit wildem,



Kaiser Napoleon I.

Sächs.
Landes-
Bibl.

maßlosem Haß, um dadurch den Druck seiner Herrschaft schier unerträglich zu machen.

Aber „eine Grenze hat auch Tyrannenmacht“. Gerade durch das Übermaß seiner rohen Gewalt hat er die Deutschen gezwungen, aus der Tiefe der Verzweiflung den Mut zur Abschüttelung des entsetzlichen Joches und den Heldensinn zum leidenschaftlich ungestümen Freiheitskampfe zu schöpfen.

Ist es nicht eine Ironie des Schicksals? Derselbe Napoleon, der nur an sich und die Erhaltung seiner Zwingherrschaft gedacht, hat gerade durch die Maßlosigkeit seiner Tyrannei den wahren Interessen Deutschlands gedient. In der That — er hat das deutsche Volk erst aus seiner Lethargie, aus seinem Dahinbrüten herausgerissen. Ohne die napoleonische Schreckenszeit hätten die Deutschen weiter geträumt und in unendlicher Duldsamkeit weiter getragen, was ihnen der hohle Dünkel und der brutale Hochmut der Regierung all der vielen kleinen deutschen Fürsten aufgehalst hatte. Behandelten doch viele Souveräne ihre Untertanen wie eine Ware, die man an das Ausland verkaufen konnte und auch verkauft hat. Herder schreibt einmal: „Die duldsame, träge Eselei der Deutschen, die Gottes- und die Fürstensfurcht hätte die Last ihrer tausend und mehr Souveräne zweifelsohne noch lange geduldig weiter getragen. Aber Napoleon, der große Völkerjäger, hat sie gejagt und ihre Zahl auf etliche dreißig heruntergebracht.“ Rechnet man dazu noch die Behandlung, die sich die geduldigen deutschen Bürger von der Bureaucratie gefallen lassen mußten — die absolute Bevormundung in allen Dingen, die Härte, die Bestechlichkeit, die Grobheit und Rüpelei der Kanzleibeamten — so hat

der Zusammenbruch der alten, morschen Staatengebilde wie ein reinigendes Gewitter gewirkt. Freilich hat Napoleons eiserner Rehrbesen, der all den Schmutz und Unrat wegsegte, dafür anderen Auswurf und Rehricht in unseren Landen angehäuft. Und wer weiß, ob die Deutschen in ihrer Lammsgeduld nicht auch unter seiner Despotie in einen Todesschlaf versunken wären! Aber das Schicksal wollte, daß der Mann aus Korsika nicht Maß halten konnte. Sein Übermaß an Druck und grausamer Schärfe peitschte unser armes Volk auf, daß es sich aufbäumen mußte. Wie ein Riesenpflug, geschmiedet aus härtestem Stahl, hat Napoleon unser armes Vaterland kreuz und quer zerpflegt und tiefe Furchen hineingerissen. Mit dem Blute vieler hunderttausend Menschen hat er die Erde dann gedüngt, daß unser Volk vor Schmerz und Wut fast vergangen ist. Aber aus dem so grausam umgewühlten Boden ist dadurch eine frische Zukunftsaat entsprossen, die die Verheißung einer goldnen Ernte trug. Ohne es zu wollen, hat der Tyrann Raum geschaffen für lebensvolle Neugebilde, für den gesunden, kräftigen Baum, unter dessen Laubdach wir heute wohnen.

Männer wie Stein und Hardenberg, Scharnhorst, Blücher und Gneisenau, Niebuhr, Schleiermacher und Fichte haben den Geist des niedergetretenen und geknechteten Volkes neu belebt, haben es erzogen und mit opfermutigem Idealismus erfüllt, daß es aus der Tiefe des Sturzes sich aufrasste und mit der aus freier Begeisterung entspringenden Anspannung alle Kräfte zur Rettung einsetzte. Sie haben ihm gelehrt, daß nicht Geduldmut, sondern Wagemut die Lösung der Weltgeschichte heißt — daß man dem Übel unerträglicher Knechtschaft

lieber die Gefahren eines Befreiungskampfes vorziehen muß.

Bald war ein nationales Heer geschaffen. Das ganze preußische Volk stand in Waffen. In alle Volksschichten war das Bewußtsein gedrungen, daß es eine Schande sei, nicht für das Vaterland die Waffen zu tragen. Zu dem Sprichwort „Not bricht Eisen“ hatte man auch die Richtigkeit seiner Umkehrung erkannt: „Eisen bricht die Not“ des Vaterlandes.

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?“

hatte Theodor Körner geschrieben, und bald darauf in seinem „Ausruf“:

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Heil aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif: ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte:
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein!

— — — — —
Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen,
Drauf, wackres Volk, drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!“

Da kamen sie in Scharen herbei, die sich geschworen hatten, nicht eher zu ruhen, bis sie dem Völkerjäger und Völkerquäler das Schwert aus der Hand geschlagen. Das waren nicht mehr, wie vor Jena, willenlose Mietlinge, sondern Krieger mit erwachter vaterländischer

Gefinnung. Die alte Zeit war tot und eine neue geboren — geboren durch die völlige Umschaffung und Erneuerung des Volksgeistes.

Wohl gelingt es dem großen Schlachtenmeister noch einigemal, die Freiheitskämpfer zu schlagen: bei Lüben, bei Wurschen und Bauzen; aber siehe da! die kämpfen mit Löwengrimm, und es kostet ungeheure Verluste, und als sie endlich der Übermacht und der Kriegskunst Napoleons weichen müssen, da ziehen sie sich nur kämpfend und geordnet zurück. Diesmal behält der Kaiser nichts in seiner Hand als ein blutgetränktes Schlachtfeld. Und dazu die andere Tatsache: die begeisterten Freiheitskrieger lassen sich durch die ersten Fehlschläge nicht bange machen. Sie kommen wieder — immer wieder . . . in immer größeren Scharen und ziehen das Netz um den Weltdespoten immer enger.

Noch spielt er mit dem Weltgeschick und läßt die eisernen Würfel rollen; aber sein Stern beginnt doch allmählich zu verbleichen. Nachdem er so ziemlich alles gedemütigt hat, was es in der Welt zu demütigen gab, kommt jetzt die Vergeltung. Leise raunt ihm die Rächerin ins Ohr: „Nun kommst Du an die Reihe! Deine Mission ist erfüllt — Deine Zeit ist da! Die Schicksalsuhr hebt aus zum letzten Schlage für Dich!“

Ob er die dunkle Verkettung von Schuld und Strafe geahnt haben mag? Wer weiß. Der Mann von Eisen besaß weder Herz noch Gewissen.

Mit dem Bollgewicht seiner ganzen Heeresmacht wirft er sich in das Sachsenland. Armes Land! Jetzt wirfst du durch die Eisensfaust des Imperators in den Wirbelsturm des Krieges hineingestoßen. Bald werden deine schönen Fluren zu einem Leichengefilde werden,

und der wildflutende Strom der Verheerung wird seine Wogen über deine Gaue hinwegrollen!

Wohl hat Napoleon — dem es ja auf ein Wort des Luges und Truges mehr oder weniger nicht ankam — dem Sachsenvolke bekanntgemacht: „Meine Armee wird nur durch Sachsen hindurchmarschieren, und Ihr werdet bald von den Beschwerden, die Ihr jetzt zu ertragen habt, befreit werden. Ich werde Sachsen gegen alle seine Feinde verteidigen und beschützen.“ Aber Versprechen und Halten ist zweierlei, wie das so zugeht in Zeiten, wo das Schwert regiert. Das Durchmarschieren, das Verteidigen und Beschützen blieb nur eine schöne Hoffnung. Napoleon war nicht mehr Herr seines Schicksals. Das unglückliche Sachsenland ist nachmals durch das Schlachtenwetter zu einem Trümmerhaufen von Not und Elend zusammengeworfen worden.

Noch einmal lächelt das Schlachtenglück dem großen Kriegsmeister in der Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August; aber es ist das letzte Aufflackern seines schimmernden Strahles. Wie lange auch die Glücksgöttin diesen Mann aus Korsika mit ihren Gütern und Gaben überschüttet hat, jetzt ist sie auf dem Sprunge, ihm den Rücken zu kehren. Eine Unglücksbotschaft nach der andern läuft von seinen Unterfeldherren ein. In der Schlacht an der Katzbach wird sein Marschall MacDonald von Blücher aufs Haupt geschlagen. Bei Großbeeren treibt Bülow mit seinen Preußen die drei Generale Bertrand, Reynier und Dudinot vor sich her, und in der Schlacht bei Kulm verliert sein Marschall Vandamme Sieg und Ruhm und Freiheit. Selbst der Marschall Ney, „der Tapferste der Tapfern“, muß, von

Dennewitz her flüchtend, melden, daß er von Bülow und Tauenzien vollständig geschlagen worden.

Ob jetzt der Imperator das Nähererschreiten des rächenden Schicksals vernimmt? Wer weiß, was die kommende Zeit in ihrem dunklen Schoße birgt, ob die Nemesis nicht bald auch gegen ihn selbst zum vernichtenden Schlage ausholen wird!

Doch — wer da meinen wollte, Napoleon habe unter dem schweren Drucke der Unglückschläge auch nur einen Augenblick sein Selbstvertrauen und seinen Despotenhochmut verloren, der kennt diesen Mann mit dem eisernen Willen nicht, der weiß nicht, welche dämonischen Kräfte der wahnsinnigsten Herrschgier ihn auf der Bahn seines Geschicks vorwärts jagten. Hat er nicht selbst einmal gesagt, daß er unwillkürlich den Wegen folge, die sein Schicksal ihm vorzeichne?

Er weiß ja nur zu genau, welche Furcht seine geistige Überlegenheit und seine Kriegskunst den Gegnern einflößt. Noch glaubt er an sich und seinen Glückstern, und in diesem Glauben ist er gefest gegen jede Besorgnis, die die Niederlagen seiner Unterfeldherren in ihm hätten erregen sollen.

Auch unter den Deutschen waren ja noch so viele ganz geblendet von des Weltbezwingers Größe. Gott sei's geklagt! Selbst Goethe steht bewundernd still und fühlt beim Glanze dieses Imperators nichts von der Hoffnung seines Vaterlandes. Hat er nicht dort in Dresden, im Hause Körners, einst gesagt: „Bah, schüttelt nur an Euren Ketten! Der Mann ist Euch zu groß; Ihr werdet sie nicht zerbrechen“?

Allmählich zieht der Herbst ins Land. Die Stürme kommen, und das glänzende Gewand des Sommers

vergeht unter ihrem erkältenden Hauche. Wie ein Abbild ist's. Rüttelten und schüttelten nicht auch bereits die Stürme des Geschickes an den Säulen von Napoleons Macht und Größe? Sollte sein glänzend Glück nicht auch noch auf Sachsens Erde in Scherben brechen und nichts hinterlassen als die Erinnerung an seinen verwehten Ruhm und die große Trübsal, die er auf Sachsen und das ganze Deutschland gehäuft? —

Immer enger ward der Kreis, den die Verbündeten um den großen Völkerquäler zogen. Russen, Österreicher und Schweden hatten sich zu den Preußen als Bundesgenossen gesellt und ihre Heerhaufen gesandt, das Netz um den fränkischen Cäsar zu schlingen. Von drei Seiten rückten die siegreichen Scharen, die seine Marschälle schon blutig aufs Haupt geschlagen, nun auf ihn selbst los, den Schlachtenkaiser. Von Norden her drohte Bernadottes und Bülow's Nordarmee, von der Lausitz her führte Blücher die schlesische Armee, an der Schwarzen Elster entlang, gen Torgau und Wittenberg hin, und von Süden her, über das Erzgebirge, drangen Österreicher und Russen unter dem Fürsten Schwarzenberg gegen Leipzigs Ebene vor.

Fragend sehen Napoleons Generale und Marschälle ihren Herrn und Meister an. Was wird er tun? Geschäftig raunt man sich im gläubigen Vertrauen auf des großen Feldherrn Kriegskunst allerlei in die Ohren über einen unvergleichlich ausgedachten Schlachtenplan. „Gebt acht! Er treibt sie bald alle zu Paaren! Ungehindert läßt er die Gegner jetzt zwischen Elbe und Saale vorrücken und wirft sich dann mit Blitzesschnelle ihnen in den Rücken. Unter dem Schutze der festen Plätze Torgau, Wittenberg und Magdeburg wird er

manövrirten und dann plötzlich mit allen seinen Streitkräften wie ein Donnerwetter über sie herfahren.“ Ein anderer weiß zu erzählen: „Dieweil die Feinde gegen Thüringen operieren, verlegt er den Kriegsschauplatz plötzlich nach Schlesien. Dort entsetzt er die von den Unsrigen noch gehaltenen Oder- und Weichselfestungen und fällt dann mit ungeheurer Macht über die Preußen und Russen her. Paßt auf — er rupft dem preußischen und russischen Adler so grimmig die Federn aus, daß der österreichische sich erschreckt hinter die böhmischen Berge zurückzieht!“ —

Aber — aber jetzt kommen die schlimmen Aber! Der Kaiser kann ja gar nicht mehr, wie er will. Er ist nicht mehr der Lenker der Kriegsgeschehnisse, wie ehemals. Seine Gegner haben ihn in eine richtige Zwickmühle versetzt. Sie kneifen ihn unangenehm an allen Ecken und Enden, und nach dem großen Gesetze von Stoß und Gegenstoß ist er gezwungen, seine eigenen kriegerischen Bewegungen darnach zu regeln. Seine Verbindung nach Frankreich ist bedroht und jegliche Hilfe von seinen Rheinbundfürsten abgeschnitten. Wenn er nur nicht zwischen drei Feuern säße! Wendet er sich gegen den einen Feind, so heften sich sofort die anderen zwei an seine Fersen und bedrohen ihn im Rücken. Eine fatale Lage!

Das dankt er diesem Blücher allein. Der hat seine, die Napoleonsche Art der Kriegsführung begriffen und sucht nun durch unverwüßliches Draufgehen auch den anderen begreiflich zu machen, daß man einem Napoleon eben nur in Napoleonscher Weise den Krieg machen muß. Wenn nur dieser Blücher nicht wäre! Die anderen Gegner fürchtet er nicht — mit ihnen

würde er schon leichter fertig werden. Aber gerade dieser Blücher macht ihm soviel zu schaffen. O, wie er diesen Mann haßt! Könnte er ihn nur ein einziges Mal zu fassen kriegen dann! Aber wie der Geist der Rache ist dieser preußische Feldherr überall geschäftig und doch nirgends zu fassen.

Wohl macht Napoleon am 3. September einen Versuch, den heranziehenden Blücher zwischen Görlitz und Bautzen zur Schlacht zu zwingen, doch der schlaue Marschall „Vorwärts“ errät sofort die Absicht seines Feindes, ihn mit überlegenen Streitkräften zu erdrücken. Er weicht dem Stoße aus und zieht sich nach Schlesien zurück. Kaum wendet aber der Imperator seinen Rücken, so ist Blücher wieder hinterdrein. Wohlgemut zieht er bis an die Elbe und überrascht dort bei Wartenburg ein französisches Korps unter General Bertrand. In furchtbarem Kampfe überwindet sein Unterfeldherr York den wohlverschanzten Gegner und jagt ihn in voller Flucht gen Wittenberg zu.

Wie Napoleon die Unglücksbotschaft aufgenommen hat? Seine Wut gegen Blücher ist ohne Grenzen. Er tobt wie ein Heide. Jetzt muß er diesen gefährlichsten seiner Gegner um jeden Preis niederringen. In Eile rafft er darum all seine verfügbaren Heeresmassen zusammen und zieht am 7. Oktober in Eilmärschen von Dresden nach Norden ab. Bei Düben steht noch Blüchers Armee, bei Düben muß der preußische alte Haudegen zerschmettert werden. Napoleon denkt's und jubelt schon: „Ich hab' ihn — — es kann nicht fehlen ich hab' ihn ganz gewiß!“

In seiner Siegeszuversicht diktiert er den Armeebefehl: „Ich werde eine Schlacht liefern. Werde ich

sie verlieren, lasse ich Dresden räumen. Da ich aber die Schlacht gewinnen werde, bleibt Dresden der Mittelpunkt meiner Operationen.“ Götter, cäsarischer Hochmut und Selbstbetrug! Er kommt zu früh — der Jubel! Blücher ist eigensinnig genug, sich schlechterdings nicht zerschmettern zu lassen. Mit derselben Vorsicht und Geschicklichkeit wie früher weicht er der Übermacht seitwärts nach der Saale hin aus, und als Napoleon am 10. Oktober bei Düben ankommt und zum Stoße ausholt, stößt er ins Blaue.

Ein genialer Schachzug Blüchers, der den großen Meister der Feldherrnkunst ganz aus der Fassung bringt und ihn ratlos macht. Was nun? Jetzt ist der Schlachtenkaiser ohne Schlacht in den Sand gesetzt und von der Elblinie abgedrängt. Muß er nicht nun auf Leipzig losmarschieren, um wenigstens dort seinen österreichischen und russischen Gegnern zuvorzukommen? In der That — der Tag von Düben hat den Korsen gezwungen zur Leipziger Schlacht. Ein einziger genialer Zug hat zur Wendung des Schicksals von Deutschland, ja von ganz Europa entscheidend beigetragen. Nicht immer entscheidet das Schwert über Sieg oder Niederlage, sondern oft auch eine glückliche Strategie auf dem großen Schachbrett des Krieges.





II.

Vor Leipzig.

Erboßt über den Fehlschlag seiner Hoffnungen verweilt der Kaiser noch drei Tage im Schlosse zu Düben. Was soll er tun? Er ist ratlos er — der Mann des scharfen Verstandes und der kühlfsten Überlegung ist ratlos. In brütender Zerstreutheit sitzt er an einem großen Tische und bemalt einen Papierbogen mit Frakturbuchstaben, wie es die Art tändelnder Kinder ist. Dann wieder fährt er plötzlich auf und fragt seine Generale um Rat. Sprachlos sehen sich die Offiziere des Generalstabes an. — Wie? Um Rat fragt dieser Meister des Krieges? Das hat er doch noch nie getan! General Rogniat tritt vor und sucht ihm klarzulegen, daß es besser sei, mit dem Heere jetzt über Magdeburg in der Richtung auf Wesel zu marschieren, um aus der „Zwickmühle“ der Gegner herauszukommen und die Bewegungsfreiheit wieder zu gewinnen.

Da blitzt ihn des Kaisers Auge zornig an. Was? Den Rückzug rät er ihm an? Das Wort „Rückzug“ begreift er nicht Furcht vor seinen Gegnern? die kennt er nicht und Gefahr? die fürchtet er nicht. Er will seinen Feinden nach Leipzig entgegen

warum soll er nicht dorthin? Nun gerade erst recht! Hat er nicht bereits seinen Schwager Murat, den Marschall Viktor und den Fürsten Poniatowsky mit ihren Heereshaufen von Freiberg aus in die Leipziger Ebene gesandt? Die sollen dort einstweilen der vorrückenden Schwarzenbergischen Armee die Stirn bieten. Und weiter! Erwartet er nicht auch den Marschall MugerEAU von Naumburg her, daß er ihm frische, spanische Hilfsvölker zuführe? Also — es gibt für ihn keine andere Wahl — auf nach Leipzig!

Ob sich der Imperator jetzt wohl seines Wortes erinnern mag, das er einst (1807) an seinen Bruder Joseph geschrieben? „Die Ereignisse drängen, und meine Geschicke müssen sich erfüllen.“ Damals ging seine Bahn aufwärts, dem unerhörtesten Triumphe entgegen. Jetzt geht er auch seinem Schicksal entgegen — aber nicht dem eines Siegers, sondern dem eines Besiegten. Doch sein sonst so klarer Blick ist vom düsteren Schatten der nahenden Nemesis verdunkelt. Er sieht nicht, daß das Weltgericht sich anschickt, die eisernen Würfel des hohen Spieles gegen ihn zu werfen.

In Eilmärschen zieht also Napoleon am 13. Oktober der Stadt Leipzig zu. In seinem Gefolge führt er den König von Sachsen und dessen Familie mit. Das arme Opferlamm! Geblendet von dem Zauber Napoleonscher Macht und Größe, ist der unglückliche König ganz in die Gewalt dieses Zwingherrn geraten. Brutal, wie einen Vasallen und Untergebenen hat ihn der Despot von jeher behandelt, hat ihn im Mai gezwungen, von Prag augenblicklich in sein Sachsenland zurückzukehren; er zwang ihn auch am 7. Oktober, ihn auf seinem Zuge nach Düben zu begleiten. Und jetzt muß ihm der König

von Eilenburg aus nach Leipzig folgen. Was will er dagegen tun? Es gibt für ihn keinen Ausweg. Kein hilfreicher Arm hat sich ihm entgegengestreckt — nicht einer so ist sein Schicksal denn besiegelt: entweder Rettung durch seines Zwingherrn Sieg, oder Untergang durch seine Niederlage. Der Tag des 19. Oktober wird auch ihm sein schweres Geschick mit blutigen Lettern schreiben.

In schier unübersehbaren Scharen eilen Napoleons Krieger der Leipziger Ebene zu. Weit und breit ist von Blüchers und Bernadottes Armee nichts zu sehen. Der Kaiser muß wohl geglaubt haben, beide über die Elbe oder weit genug nach Norden gejagt zu haben, als daß er sobald irgendeine Gefahr von ihnen zu besorgen hätte. Und kommen sie auch — so hat er doch wenigstens unterdessen Zeit, den Österreichern und Russen unter Schwarzenberg ein Liedlein aufzuspielen und ihnen mit seinen Kanonen den Generalmarsch zu blasen, daß sie das Wiederkehren vergessen.

Die waldigen Niederungen der Pleiße und Elster bilden einen westwärts geöffneten Winkel, in dessen Spitze Leipzig liegt. Hier laufen von allen Richtungen her die Straßen nach der großen Handelsstadt zusammen. Hat der Kriegsmeister erst die Stadt und den Knotenpunkt all dieser Heerstraßen in seiner Gewalt, so ist es gewiß ein leichtes, die Heere der Verbündeten wie ein Keil auseinanderzutreiben und jedes einzeln zu überwinden. Was sind denn die Führer der Alliierten gegen ihn? Was ist ein Kleist, ein Sacken, ein Wittgenstein, ein Bennigsen, ein Schwarzenberg gegen ihn, den vollendeten Meister der Kriegskunst? Noch immer ist ja sein bester Helfer und

Bundesgenosse in der Schlacht die Unfähigkeit der gegnerischen Heerführer gewesen! Und dazu der Kleinmut, die Furcht, die seine bloße Gegenwart, seine geistige Überlegenheit den Gegnern eingeflößt hat! Gewiß — es wird — es muß auch diesmal bei Leipzig gelingen!

Und dann — hatte er es nicht in seiner Hand, zu schlagen oder nicht? Noch am 11. Oktober hat er ja zum Marschall Marmont gesagt: „Ich werde nur solange schlagen, als es mir beliebt; die Verbündeten werden nie wagen, mich dort anzugreifen.“ Eitler Traum! In seinem wahnsinnigen Hochmuth glaubt der Korse, noch der Herr der Welt zu sein. Und dazu welche lächerliche Unterschätzung seiner Gegner! Welche Geringschätzung, welche Verachtung!

Aber das ist ja kein Wunder! Nach allem, was er in seinen Kriegen von 1804 und 1805 und 1806 an und seither bei seinen Gegnern gesehen und gefunden, nämlich Verknöcherung und Verrottung, Moder und Wurmfraß — da mußte er ja seine Feinde tief verachten und ihre Erbärmlichkeit mit einem Gefühle des Ekels ansehen. Was weiß er von dem neuerwachten sittlichen, religiösen und vaterländischen Geiste, der jetzt die deutschen Freiheitskämpfer durchglüht! Erst die furchtbaren Kämpfe der Völkerschlacht werden es ihm mit blutigen Ziffern schreiben, was Mut, Selbstvertrauen und Opferwilligkeit für die nationale Ehre und des Vaterlandes Freiheit zu leisten vermögen.

Immer näher zieht sich unterdessen das Kriegsgewitter bei Leipzig zusammen. Schon seit Wochen hat die unglückliche Stadt erfahren und merken können, daß gerade ihre Umgegend zum Schauplatz großer Ereignisse, wohl gar zur Walstatt einer großen Entschei-

dungsschlacht auserkoren war. Alle Maßnahmen in Leipzig deuteten darauf hin, daß man schweren Tagen entgegenging. Nachdem der ehemalige Petersschießgraben zum Militärhospital umgewandelt, ward plötzlich auch die geräumige Thomaskirche zu demselben Zwecke gefordert. Auf dem Markte aber ward auf Anordnung des Stadtkommandanten eine Holzbaracke errichtet, um franke und auf der Straße zusammengebrochene Soldaten aufnehmen und unterbringen zu können. Da legt sich's schwer auf die Herzen der armen Bewohner der Stadt. Mit bangen Befürchtungen sehen sie den nächsten Ereignissen entgegen.

Bald wird der Kriegslärm immer allgemeiner — immer bedrohlicher. Am 29. September trifft bereits der Herzog von Ragusa, Marschall Marmont, von Meissen her mit seinen Truppen ein, und am 5. Oktober langt der Fürst von der Moskwa, Marschall Ney, an und quartiert sich mit seinem Stabe in der Nähe des äußeren Haleschen Tores ein. Ihm folgen in kurzen Abständen die Scharen der Generale Reynier, Berthier und Macdonald. Auch vom Erzgebirge her nahen französische Heeresmassen: Murat, Viktor und Poniatowsky führen ihre Armeekorps Leipzig zu. Währenddessen bringt Marschall Augereau von Naumburg her 30 000 Mann, größtenteils aus Spanien herausgezogene Kerntruppen, heran.

Unaufhörlich strömen zu allen Toren die zahllosen Scharen der französischen Streiter herein. Welch ein Getöse, ein Durcheinander, ein Hin- und Herwogen in den Straßen, bevor die Regimenter irgendwo vor der Stadt Posto fassen können und ihr Lager angewiesen erhalten! Wohl viermal an einem Tage ziehen die

Reynierschen Kolonnen durch die Stadt, bis sie endlich im Norden Leipzigs, in der Richtung auf Möckern, Aufstellung finden.

Auch deutsche Truppen sind unter diesen Reynierschen Heerhaufen: württembergische, badische, sächsische Regimenter. O Schmach und Jammer! Deutsche Soldaten werden gegen Deutsche geführt! Ist's möglich? Ist diesen Kriegern ihr Deutschtum so ganz abhanden gekommen, daß sie gegen ihr eigenes Fleisch und Blut wüthen, daß sie dem fremden Tyrannen helfen, ihr eigenes Vaterland mit niederzuwerfen und mit Füßen zu treten? Wie? Nicht mehr Ehrgefühl und Vaterlandsliebe?

Wer so reden wollte, der kennt die Weltgeschichte nicht, der weiß nicht, daß diese armen, deutschen Soldaten, nur der brutalen Gewalt des Blutmenschen Napoleon gehorchend, unter seinen Fahnen kämpften — der weiß nicht, daß der Weltdespot die deutschen Rheinbundfürsten rücksichtslos gezwungen, ihm ihre Truppen zuzusenden. O, auch in diesen deutschen Kriegern war das Nationalgefühl erwacht und der Franzosenhaß lebendig genug! Waren sie nicht auch Söhne des mißhandelten, armen Vaterlandes? Waren sie nicht seit Jahren Zeugen all der furchtbaren Verwüstung und all des entsetzlichen Jammers gewesen? Wie sollten sie noch irgendeinen Funken von Sympathie für ihre gallischen Unterdrücker haben? Und was haben sie trotz ihres braven Dienstes unter den französischen Adlern von der Brutalität der französischen Offiziere gelitten! Galten sie nicht von vornherein als nichtswürdige Kameraden, für welche Napoleons Sieg keine Freude, seine Niederlage kein Unglück sei? Hatte nicht der Kaiser selbst einmal ge-

äußert, daß er die deutschen Truppen nur als Futter für Pulver betrachte und sie möglichst noch verbrauchen wolle, solange er über sie verfügen kann?

Ist's daher ein Wunder, wenn es in ihrer Brust zu gären begann? wenn sich Verwünschung, Murren und Klagen erhob? Wie gern hätten sie mit Verachtung ihr Schwert in die Scheide gestoßen! O, hätten die Fürsten in diesen schweren Tagen die Gewissensnot ihrer armen Truppen gesehen! Aber die mußten ja jede Regung deutscher Vaterlandsliebe und patriotischer Hoffnungen unerbittlich niederhalten; standen sie nicht selbst unter der Geißel des schonungslosen Zwingherrn? Doch, wer weiß, was die Tage der Leipziger Schlacht bringen werden — ob nicht unter den Donner schlägen des erbitterten Kampfes auch hier die Erlösungstunde für die armen deutschen Rheinbundtruppen schlägt! —

Immer trostloser wird in diesen Tagen vor der Schlacht die Lage der Bewohner Leipzigs. Wer hätte bei der sich fast überstürzenden Anhäufung so ungeheurer Heeresmassen auch nur entfernt an Verproviantierung denken können? Was die Stadt an Nahrungsmitteln besitzt, beansprucht mitleidslos die Einquartierung. Und Vorräte aus Nachbarstädten zu holen, ist schon unmöglich. Kosaken umschwärmen bereits die Stadt in weitem Bogen. Jetzt dürfen weder die Landleute Lebensmittel hereinbringen, noch die Leipziger hinaus, sich solche zu holen.

Schon am 18. September sind Kosakenscharen rings um Leipzig plötzlich aufgetaucht. Drei Boten, welche General Bertrand von hier nach Merseburg, Schkeuditz und Hainichen abgesandt, kehren in eilender Flucht zurück, weil diese Orte bereits von Kosaken besetzt waren.

Deffelben Tages abends kommen auch zwei Offiziere und ein Kurier flüchtend zum Kanstädter Tore herein, daß sie doch kaum erst vor drei Stunden verlassen hatten. Kosaken waren durch die ganze Gegend geschwärmt und hatten sie zurückgescheucht. Am 7. Oktober läßt der französische Stadtkommandant das Thomasz- und das Halle'sche Pfortchen — zwei Nebenausgänge aus der Stadt — schließen und fortan auch tagsüber geschlossen halten, weil — ein plötzlicher Überfall zu befürchten sei.

Jetzt ist Leipzig von der Außenwelt völlig abgeschnitten. Seit dem 12. Oktober ruht jeglicher Geschäftsverkehr in der Stadt. O harte Zeit! Wie mit eiserner Rute schlägt der Krieg auch die friedlichen Bürger. Von Tag zu Tag wird der Mangel fühlbarer. Einzelne arme Einwohner treibt die Not schon jetzt hinaus auf die nächsten Felder, Kartoffeln zu stehlen. Doch — wo bereits Soldaten gehaust, da bleibt für die Nachlese nicht viel übrig.

Schon seit dem September halten die Franzosen die Ortschaften östlich und südlich von Leipzig besetzt. Überall haben sie das Gemüse aus den Gärten geholt, das Obst von den Bäumen geschlagen, die Felder verheert. Den Bauern haben sie das Vieh weggenommen und auf die Kohlfelder getrieben, oder sie haben es gefüttert mit den Garben aus den Scheunen. Hausenweise haben die Vorposten die kostbaren Erntegaben zum Aufbau ihrer Unterkunftshütten im Felde verwendet. Nach wenig Wochen liegt dann das unschätzbare Brotgetreide verbrannt, zertreten, versauert, vernichtet. Den Rest suchen sich die hungernden Kavalleriepferde. Es ist ein Jammer!

Und wie sieht es erst in den Ortschaften draußen aus! Daß sich Gott erbarme! Schon seit Wochen gleichen sie mehr wüsten Stätten, als bewohnbaren Dörfern: die Häuser erbrochen und ausgeplündert, die Leute in die Stadt oder in die Wälder hinausgeflüchtet. Sie sind ja alle in unbeschreiblicher Todesangst.

In Leipzig aber vermehren diese armen Flüchtlinge die Zahl der hungrigen Esser und damit — die Noth. Nur noch mit Mühe können sich die Bürger ihr Brot verschaffen und sollen doch dazu noch für Hunderttausende der französischen Armee Proviant aufbringen. Mit furchtbarem Druck liegt die Hand des gewaltthätigen Daru auf der schwerkgeprüften Stadt. Recht methodisch, unerbittlich, weiß er das aussaugende System französischer Kriegsführung zu üben. Nicht das Geringste darf übrig bleiben. Alles wird mit fortgerissen. Was ist dagegen zu machen? Die Franzosen haben von je nach dem Grundsatz gehandelt: Gewalt geht vor Recht. Und doch rühmt sich diese Nation, an der Spitze der Zivilisation zu marschieren!

Wohl protestiert die Leipziger Bürgerschaft gegen die unerhörten Requisitionen und macht allerlei Vorstellungen, daß es schlechterdings unmöglich sei, die verlangten Vorräte zu beschaffen. Aber was hilft's? Ohne Schonung und Erbarmen besteht Daru auf seinen Forderungen und hat nur die höhrende, empörende Antwort: „Leipzig ist eine reiche Stadt. Es muß und kann beschafft werden. Nur der böse Wille der Leipziger will sich nicht fügen!“ In sämtlichen Mühlen der Stadt und überall, wo er Vorräte vermutet, läßt er Korn, Mehl und Branntwein in Beschlag nehmen. O, es geht hart her! Zuletzt verlangt er auch von

• allen Bürgern, daß sie ihre Lebensmittelvorräte angeben und ausliefern. O, welche Bedrängnis! In jede Bäckerei werden drei bis vier Mann als Wachmannschaft hineingelegt. Die müssen mit Argusaugen auf Meister und Gesellen schauen, daß sie nur zurichten und backen für die Heerscharen des Kaisers. Mag der Bürger verhungern, wenn nur der Soldat zu essen hat! Nur der Verschmitztheit mancher Meister glückt es, heimlich in der Nacht ein wenig Gebäck aus Weizenmehl für sich und die Nachbarn herzustellen. O, furchtbare Tage der Trübsal! Das ist der Krieg mit seiner fürchterlichen Last! —





III.

Napoleon in Leipzig.

Noch fehlt zu all den ungezählten Heerscharen vor Leipzig das Haupt . . . ihr Meister und Lenker. Zwar ist sein Kommen schon längst angesagt und der Stadt anbefohlen worden, eine Wohnung für ihn bereit zu halten. Ob willig oder nicht — die Stadtbehörde muß sich beeilen — und richtet das von dem Kaiser schon früher bewohnte Haus, die sogenannte „Feuerkugel“ auf dem Neumarkte, zu einem kaiserlichen Quartier wieder her. Doch wer nicht kommt, ist der Imperator. Sein Zug nach Düben gegen Blücher hat ihn anderweit in Anspruch genommen. Am 13. Oktober aber trifft plötzlich die Nachricht ein, daß er sich von Nordosten her der Stadt nähere.

Siehe da! am 14. Oktober, mittags 12 Uhr, reitet er in Leipzig ein. Wer es nicht wüßte, wer der Mann im grauen Überrock und dem dreieckigen Hute auf dem Kopfe sei, dem würde es gewiß das jubelnde Vivat-rufen der Truppen sagen. Horch! wie sie „Vive l'empereur!“ schreien, wenn er an ihren Lagerplätzen vorüberkommt! Diese unbändige Begeisterung! Und sind die Krieger noch so müde und hungrig und durstig, sie springen auf, eilen an die Straße und rufen ohne

Unterlaß ihr „Vive l'empereur!“ Man sieht es ihnen an, er ist ihr Abgott, ihre Hoffnung, ihre Siegeszuversicht.

Und der Kaiser? Sieh, wie bleich sein Antlitz ist, wie fest er die Lippen zusammenpreßt, wie marmorkalt und ernst sein Blick über die jubelnden Soldaten hingleitet! Welche Gedanken mögen jetzt dort hinter seiner finster zusammengezogenen Stirn arbeiten! Ob er daran denkt, daß er heute die Fluren von Leipzig gerade am Jahrestage der Schlacht von Jena und Auerstädt betritt? Vor sieben Jahren — am 14. Oktober — schlug er dort die preußische Monarchie in Trümmer — für wen wird die Entscheidungsschlacht hier bei Leipzig das Grabgeläute sein?

Schweigend reitet der Kaiser auf seinem Schimmel zum Gerbertore hinein, hinter ihm sein glänzendes Gefolge und die Schwadronen und Bataillone der ihn begleitenden Garde. Im Nu werden die Straßen und umliegenden Häuser zum tosenden Tummelplatze der hungrigen Scharen. Währenddessen schwenkt Napoleon links ab, um die Promenade herum, nach dem äußeren Grimmaischen Tore. Dicht an der Landstraße macht er halt auf dem Felde, das dem Galgen gegenüberliegt, und befiehlt, Tisch und Feldstuhl herbeizubringen. Während die Soldaten rasch Bretter und Planken aus den nächsten Häusern und Gärten holen und dicht neben dem Tische ein Wachtfeuer anzünden, breitet er seine Kriegskarten aus und beginnt emsig darin zu studieren.

Neugierig drängen sich Leipziger Einwohner in Menge heran — immer näher und näher, bis sie etwa nur noch zwanzig Schritt vom Tische des Kaisers entfernt stehen. Niemand hindert sie. Sie kommen und

gehen, stehen und gaffen. Es erweckt ja der Krieg neben anderen Leidenschaften ganz besonders die Neugier. Und gerade einmal den Schlachtenkaiser inmitten seiner Kriegsscharen so nahe zu schauen, das ist ja so neu, so sehenswert! Über seine Karten gebeugt, nimmt der Cäsar nicht die geringste Notiz von dem, was um ihn her vorgeht.

Plötzlich entsteht auf der Landstraße ein großes Getöse. Was gibt's? Ein Troß von Wagen — umgeben von geharnischten Reitern und baumlangen Grenadieren — kommt daher und will in die Stadt hinein. Ein einzelner Reiter sprengt voraus und eilt auf den Kaiser zu. Jetzt erkennt man ihn — es ist der König von Sachsen, der mit seiner Familie von Eilenburg nach Leipzig kommt. Mehr scheu als ehrerbietig machen ihm die gaffenden Leute Platz. Armer Fürst! Während dein Land schon fast ganz in den Händen der Verbündeten ist, mußt du hier Zuflucht suchen hinter der Schutzwehr der französischen Armeen!

Jetzt steht der Kaiser von seinem Stuhle auf, geht seinem Bundesgenossen und Vasallen entgegen und bewillkommnet ihn herzlich. Lange sprechen die beiden Monarchen eifrig zusammen; dann kehrt der sächsische König zu dem Wagenzuge zurück und setzt seine Fahrt nach Leipzig fort. Im Thomäschen Hause am Markte hat er nachher sein Quartier bezogen.

Der Kaiser aber sitzt längst wieder bei seinen Karten und studiert eifrig darin. Neben ihm steht Marschall Berthier, der die von allen Seiten heranjagenden Adjutanten und Offiziere empfängt und an Napoleon weist. Dieser liest ihre Rapporte rasch durch, schreibt oder gibt ihnen mündlich seine Antworten und

Befehle — und die Reiter fliegen zu ihren Regimentern zurück, daß die Funken stieben.

Während dies alles geschieht, dröhnt plötzlich von Süden her mächtiger Kanonendonner herüber. Bei Liebertwolkwitz scheint sich eine Schlacht zu entwickeln. Erschreckt sehen sich bei diesem Auftrachen der Geschütze die Leute an. Wie? Der Feind schon so nahe? Eine Schlacht also in der Ebene, hier vor Leipzigs Thoren? Eine Schlacht — schon jetzt — während hier noch die Truppenmassen der Franzosen durcheinander wogen? Nirgend's Ordnung — nirgend's eine Schlachtlinie. Alles blickt besorgt den Kaiser an. Was wird er tun? Doch siehe da! der bleibt ruhig, schaut nur kurz von seinen Karten auf, spricht mit Berthier einige Worte und deutet mit der Hand nach Süden. Dann versinkt er wieder in sein Studium. Es ist nichts — nur eine gewaltsame Refognoszierung der heranrückenden Österreicher unter Schwarzenberg.

Und doch! Horch! Der Kanonendonner wird immer heftiger! Jetzt ist kein Zweifel mehr — dort drüben ist eine schwere Schlacht im Gange. Aber immer noch sitzt der Kaiser ruhig an seinem Tische. Ist's möglich? Er läßt seinen Marschall drüben allein den Kampf gegen den anrückenden Feind austragen? Wer ist's, der dort den ersten Strauß mit den Verbündeten aussieht? Jetzt ist für die Neugierigen kein Halten mehr, sie eilen in die Stadt zurück, schauen zu den Dachlukfen der hohen Giebelhäuser hinaus nach Süden und beobachten den heftigen Kampf.

Bald verbreitet sich allgemein die Nachricht: Murat, der König von Neapel, Napoleons Schwager, wird bei Liebertwolkwitz mit Ungestüm von der böhmischen Armee

angegriffen. Um Gottes willen! Warum greift da der Kaiser nicht auch selbst in den Kampf ein? Hält er das Gefecht für so unbedeutend, daß er es seinem Unterfeldherrn allein überläßt?

Stafetten sprengen hin und her — plötzlich kommt ein Adjutant in jagendem Galopp heran und überbringt eine wichtige Meldung. Der Kaiser liest sie, steht rasch auf und wirft sich aufs Pferd. . . . Also doch! Jetzt reitet er gewiß hinüber aufs Schlachtfeld! Doch nein — er sprengt nur in die Stadt hinein. Die Meldung war also gar nicht vom Kampfplatze — sie kam von seinen Gardes, die sein Marschall Augereau soeben zum Halle'schen Tore hereinführte. Jetzt sprengt ihnen der Kaiser entgegen, um die schmerzlich ersehnten Kolonnen zu empfangen und zu begrüßen.

Darüber sind wieder einige Stunden vergangen. Bei Liebertwolkwitz wird allmählich der Donner schwächer — — das Schlachtgetöse scheint zu verstummen. Wer hat gesiegt? Ganz geheuer kann es um Marschall Murat nicht stehen, sonst käme einer und verkündete den in Erwartung harrenden Leipzigern den Sieg. Wer weiß, wie viele der tapferen Kämpfer jetzt dort draußen bereits im Todesschlaf liegen und wieviel arme Verwundete auf der Walstatt verbluten müssen!

In den Abendstunden erscheint plötzlich der Kaiser wieder. Er reitet nach Reudnitz hinüber, wo er im Landhause des Leipziger Bankiers Better sein Hauptquartier aufschlägt. Hier hat er gewohnt bis zum 18. Oktober, dem Unglückstage vor Probstheida.

Während des Abends und der ganzen folgenden Nacht dauert der Zuzug der ankommenden Regimenter fort. Massenhaft strömen die Truppen durch die

Straßen der Stadt: Garden, Artillerie, Reiter, Fußvolk. Das Gewühl wird immer toller. Schon längst sind die Regimenter nicht mehr zu zählen — das Getümmel ist zu groß, zu verworren. Wer weiß, wo überallhin sie in der Nacht dirigiert und wo sie im Bivak zur Ruhe kommen werden! Rings um die Stadt lodern bereits Tausende von Wachtfeuern, zu denen die Soldaten aus den nächsten Häusern alles nur erdenkbare Brennmaterial herbeischleppen. [Nachmals hat sich gezeigt, daß sie auch alle Pappeln der Allee nach Neudnitz umgeschlagen und sämtliche Planken und Statete der Gärten herausgerissen und verbrannt haben.]

Im Süden lodern die gewaltigen Flammen des brennenden Dorfes Liebertwolkwitz zum dunklen Nachthimmel empor. Es ist eine düstere, stürmische, regnerische Herbstnacht. Mit bebenden Herzen harren die armen, geängsteten Bewohner Leipzigs dem Morgen entgegen. Wer kann wissen, ob nicht schon in wenigen Stunden das Schlachtenwetter sich über der Stadt und ihrer Umgebung entlädt und Sturm und Verheerung, Tod und Verderben über Tausende der armen Menschen bringt! An Schlaf denkt niemand.

Endlich graut der Morgen.

Unter Sorgen und Befürchtungen, unter Wünschen und Hoffen erwarten sie nun die Dinge, die der Tag ihnen bringen wird. Wenn sie nur aus den Häusern könnten! Aber sie sitzen wie gefangen — alle Straßen hallen wider vom unbeschreiblichen Getöse der hin- und herwogenden Truppenmassen. Niemand kann durch — niemand darf sich aus dem Hause wagen.

Wer nur wüßte, wo es heute hinaus wollte! Von den Stadttürmen aus müßte man gewiß gut Umschau halten

können! Aber dort darf niemand hinauf. Schon seit gestern sind sie von höheren französischen Offizieren besetzt, die von hier aus die Bewegungen der heranrückenden Gegner beobachten.

Da lugen denn viele Bürger wieder zu den Dachfenstern der besonders hohen Giebelhäuser hinaus, und wengleich sie nur je einen kleinen Zirkel des Horizonts überschauen können, so ist doch das Bild der tosenden, wogenden Heeresmassen, das sich ihnen überall — rings um die Stadt — bietet, imposant genug.

Wie eine Woge die andere treibt, so drängt ein Truppenteil den andern: Kavallerie, Fußvolk, Artillerie mit ihren Geschützen und ihren Munitionskarren, die alle in die Schlachtlinie einzurücken suchen. Dort drüben auf den Hügeln der südlichen Ortschaften lagern bereits — theils an den Straßen, theils auf den Fluren — ungeheure Heeresmassen. Dort steht gewiß Napoleons Hauptmacht! Immer neue Kolonnen rücken heran. Mehrere Batterien fahren kreuz und quer über die Felder zwischen Probstheida, Zuckelhausen und Liebertswolkwitz und fassen endlich vor den kleinen Anhöhen Posto.

Auch in der Richtung gegen Taucha, dann nördlich gegen Gohlis, sogar im Westen der Stadt, bei Lindenau, sieht man große Truppenmassen theils auf den Wegen und Straßen nach den Ortschaften ziehen, theils bereits auf den Feldern kampieren.

Welch ein interessantes Panorama! Es könnte das Auge eines Malers begeistern. Wenn sich nur nicht dabei die Sorge und die Befürchtung wie ein Bleigewicht auf die Seele legte! Steht nicht diese gewaltige Truppenmacht des Kaisers im Begriff, den

Heranrückenden eine furchtbare Schlacht zu liefern? Und gerade Leipzig und die Fluren vor ihren Thoren sollen der Schauplatz des graufigen Ringens werden! Welche Greueln, welche Verwüstung, welches Verderben werden die nächsten Schicksalsstunden bringen!

Was wird, wenn der Weltdespot siegt und die Verbündeten dort draußen abermals seiner Kriegskunst unterliegen? Wird er sein Joch nicht noch härter und drückender dem deutschen Volke auf den Nacken legen? Oder — er wird geschlagen? Nehmen wir an, er wird überwältigt — was wird aus Leipzig, wenn er sich hier verschanzen und verteidigen muß? Müssen dann nicht die Verbündeten die Stadt in eiserner Umklammerung erstürmend erdrücken? Dann erbarme sich Gott der schutzlosen Einwohner! Diese schweren Gedanken peinigen die Seelen der armen Bürger zum Rasendwerden. Und doch können sie nichts tun — müssen untätig dem drohenden, trostlosen Schicksale ins Auge schauen — können nur klagen, jammern und ihr Leben dem Schutze des allmächtigen Gottes befehlen.

So vergehen langsam und schwer die Stunden. Es wird Mittag — es wird Nachmittag — das Schlachtenwetter entlädt sich für heute noch nicht!

Unterdessen währt das Getöse in den Straßen bis an den Abend, ja bis in die Nacht hinein fort. In fast ununterbrochener Reihe ziehen Regimenter und Batterien durch die Stadt. Die kommen zum Hallschen Tore herein und rücken zur südlichen Schlachtlinie vor. Dazu das unaufhörliche Rasseln des Fuhrwerks auf dem Pflaster und das Geblök des mitfortgetriebenen Viehes, das die Sehnsucht nach dem Stalle und seinen Hunger durch Brüllen kundgibt.

Unter den französischen Soldaten sieht man recht viele junge, kaum dem Knabenalter entwachsene Gestalten. Das sind die Scharen, die Frankreich nach Napoleons unglücklichem Feldzuge in Rußland sofort wieder hat ausheben müssen. Die vielen Kriege des unersättlichen Blutmenschen haben bereits dem französischen Volke so ungeheure Menschenopfer gekostet, daß es zu immer jüngeren Jahrgängen greifen und ein vorweggenommenes Menschenalter unter die Waffen rufen muß. Ein Bild zum Erschrecken! Werden diese allzu knabenhaften Soldaten dem Anprall der Freiheitskämpfer standhalten? Die Geschichte der nächsten Tage wird es lehren. Doch — da sind daneben auch Regimenter mit markigen Gestalten — verwettert, sonnenverbrannt im Gesicht — das sind die Kerntruppen, die Marschall Murgereau eben erst aus Spanien herangeführt hat. Sie werden in den Entscheidungsschlachten des Kaisers Elitetruppen sein.

In ungeheurem Bogen liegt das gewaltige, französische Heer wie ein lebendiger Gürtel um die Stadt. Abgesehen von Lindenau, wo General Bertrand mit seinen Streitkräften nur eine halbe Stunde von Leipzig entfernt steht, sind die einzelnen Heerhaufen in einer Entfernung von ein und einer halben Stunde von der Stadt aus in Schlachtordnung aufgestellt. In gebrochener Linie und in ziemlich auseinandergezogenen Abteilungen liegen die Truppen von Möckern, Gohlis, Guttrichsch, Mockau an bis fast vor Taucha, dann von Sommerfeld, Engelsdorf, Baalsdorf, Klein-Pösnau im Bogen zurück über Seifertshain, Liebertwolkwitz, Wachau bis Markkleeberg an der Pleiße. Nur die Niederung im Westen und Südwesten Leipzigs, die vielfach von der

Elster, Pleiße, Luppe und dem Floßgraben durchschnitten wird, bleibt ungedeckt. Warum nicht! Von dieser Seite ist sicher kein feindlicher Angriff zu befürchten. Bieten doch die sumpfigen Wiesen und Waldungen für die Bewegungen eines Heeres allzu große Schwierigkeiten! Seine gewaltige Artillerie hat der große Schlachtenkaiser in fast unabsehbarer Linie von Markkleeberg an bis weit hinter Liebertwolkwitz aufgestellt — eine furchtbare Feuerlinie, bereit, Tod und Verderben in die Reihen der Gegner zu tragen. Hinter der Artillerie hat die gesamte Kavallerie Posto gefaßt, um dem obersten Feldherrn zur gegebenen Zeit zum wuchtigen Stoße gegen den Feind zur Hand zu sein.

Schon von 10 Uhr vormittags an reitet heute Napoleon — es ist Freitag, der 15. Oktober — mit seiner Suite an der Front seiner Truppen entlang. Neben dem Adjutanten sieht man merkwürdigerweise einen Leipziger Postillion. Es ist Johann Gottfried Gabler, der als kundiger Wegführer dem Kaiser hat beigegeben werden müssen. Hinter Probstheida bietet sich dem Gefolge ein eigenartiger Anblick: Soldaten hatten aus den Bauerngehöften Betten herausgeschleppt, sie aufgeschnitten, die Federn verschüttet und die Überzüge und Inlette genommen. Jetzt sitzen sie und nähern sich Beinkleider davon. Wie? sieht es schon so schlimm aus mit der Bekleidung der Mannschaften? Selbst der Kaiser ist betroffen von der Notlage und der Selbsthilfe seiner Krieger. Aber nur einen Augenblick verdüstert sich sein Antlitz, dann reitet er rasch vorüber. Er hat keine Zeit, sich um das Wohl und Wehe einzelner zu kümmern.

In gestrecktem Galopp fliegt er an Meusdorf vorüber, einer Höhe neben Liebertwolkwitz zu. Hier erscheint sein Schwager Murat, der König von Neapel; der schließt sich dem Kaiser an zur Besichtigung der bereits dort in Schlachtordnung stehenden Heeressäulen. Überall wird der oberste Feldherr von seinen Kriegern mit jauchzenden Rufen empfangen. Auf der ganzen, großen Linie entlang braust es ununterbrochen: „Vive l'empereur!“ Dann läßt der Kaiser die Kavallerie aufsitzen und aus dem hinteren Treffen hervor an sich vorüberreiten. Welch stolze, prächtige Reitergeschwader! kaum haben sie haltgemacht, sprengt hinter ihnen die Artillerie heran, dringt mit unglaublicher Schnelligkeit mit ihren Kanonen durch die Lücken der Kavallerieregimenter, kehrt um, proßt ab und macht sich zum Schießen bereit. Eine ungeheure Feuerlinie und eine furchtbare Waffe in der Hand dieses Meisters der Feldherrnkunst! O weh, ihr Verbündeten! Der Schlachtendonnerer wird euch hier ein Liedlein aufspielen und den Generalmarsch blasen lassen, daß ihr das Wiederkommen vergeßt!

Nach dieser Musterung reitet der Kaiser nach Dölich zum Fürsten Poniatowsky, mit dem er sich wohl über eine Stunde bespricht. Dann sprengt er mit seinem Gefolge an der Front der Armee wieder hinauf bis über Liebertwolkwitz, Seifertshain, Baalsdorf und Zweinaundorf hinaus. Überall stehen die Heeressäulen in musterhafter Schlachtordnung aufgestellt. Befriedigt kehrt der Cäsar um und reitet über Mölkau nach Reudnitz zurück. Die Dunkelheit ist bereits hereingebrochen, als er endlich in seinem Standquartier im Betterischen Gute anlangt.

Überblickt man die lange Heereslinie, die hier aufgestellt ist, so muß man sagen, daß es eine gewaltige Truppenmacht ist, die der Imperator in geradezu genialisch-meisterhafter Kriegskunst hier in Schlachtstellung gebracht hat. Es werden im ganzen nicht weniger als 171 000 Mann auf dem Plane gewesen sein [nach Blotho II, 369]. Manche Berichterstatter geben die Zahl sogar auf 190 000 an, wovon Napoleon in der Schlacht am 16. Oktober zur unmittelbaren Verwendung 176 955, darunter 33 500 Reiter, mit 700 Geschützen gehabt haben soll [J. Scherr III, 264].

Und die Gegner? Die führen unterdessen auch ihre Heeressäulen von allen Seiten herbei, um das Netz über das Haupt des großen Welttyrannen zu werfen. Von Norden her führt Blücher mit seinem Unterfeldherrn York etwa 60 000 Mann heran. Blücher! Hätte das eine Menschenseele geglaubt? O, wie hat sich Napoleon verrechnet, als er wähnte, den alten Haudegen bis über die Elbe zurückgejagt zu haben! Jetzt steht Blücher mit seinem Heereshaufen drohend vor Breitenfeld und will dem verhaßten Frankenkaiser in den Rücken fallen.

Von Süden rückt, von Pegau herkommend, Schwarzenbergs Armee mit 135 000 Mann an. Rechnet man dazu noch die Reserven, die Bennigsen in einer Stärke von 46 000 führt, und Bernadottes, des Schwedenkronprinzen Heerhaufen von 60 000 Mann, so werden insgesamt zirka 300 000 Verbündete den 190 000 Franzosen gegenüberstehen.

Das ist allerdings für den Schlachtenkaiser ein fatales Rechenexempel. Doch — was hat es für Not? Er ist ja da — er, der sieggewohnte Meister der Kriegs-

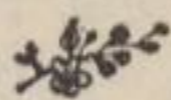
kunst! An der Spitze seiner, von wilder, abergläubischer Verehrung erfüllten und von felsenfestem Vertrauen auf seine unübertreffliche Führung beseelten Truppen ist er ja unüberwindlich! Wenn er seine Kohorten, seine Garden, seine imposanten Reitermassen genialisch kommandiert, sie da oder dort zu machtvollem Stoße zusammenrafft und hervorbrechen läßt, dann müssen die Verbündeten wie Spreu auseinandergejagt werden! Und wenn er seine 700 Kanonen am rechten Orte und zu rechter Stunde losdonnern und Tod und Verderben in die Reihen der Gegner tragen läßt — wie sollen sie vor ihm standhalten? Noch immer hat ja seine Feldherrnkunst das Glück an seine Fahnen gefesselt. Noch nie hat ihm der Sieg gefehlt, wenn er selbst die Schlacht geleitet hat. Er kennt ja auch die Furcht, die er durch seine geistige Überlegenheit und durch die beispiellosen Erfolge seiner Waffen den Gegnern einflößt. Warum sollte es diesmal nicht gelingen?

Marmorrühig, wie immer am Vorabend großer Entscheidungen, sitzt Napoleon in seinem Hauptquartier und bespricht mit seinen Marschällen während der Nacht alle möglichen taktischen und strategischen Fragen. Zunächst soll das Schlachtenglück gegen Schwarzenberg versucht werden. Durch seine Kundschafter hat er längst in Erfahrung gebracht, daß der österreichische Feldherr in seltsamer Verblendung und Ungeschicklichkeit die Hauptmacht seiner großen Armee in den sumpfigen, morastigen „Zwickel“ zwischen Elster und Pleiße einschickt, wo er sie weder entfalten noch zu einem entscheidenden Schlage verwenden kann. Mit den nur 65 000 Mann, die rechts von der Pleiße gegen Wachau vorrücken, will er schon bald fertig werden. Hei!

100 000 Franzosen dort gegen 65 000 Österreicher — da kann's nicht fehlen, er sprengt die Feinde alle gegen den Mond! Und am nächsten Tage wendet er sich dann gegen den verhaßten Blücher und bereitet ihm dasselbe Schicksal. So wird er noch einmal der triumphierende Imperator und der Herr der Welt sein. Dann hütet euch, ihr blondlockigen, deutschen Freiheitskämpfer und ihr Russen und Österreicher, daß euch der Zorn des Gewaltherrn nicht vollends zerschmettert!

Schade nur — daß sich der große Schlachtenmeister um ein ganz klein wenig verrechnete! Blücher wartete gar nicht so ruhig das ihm von Napoleon zugedachte Schicksal ab, sondern stand bereits am Tage zuvor schlagfertig vor Marmonts Heerscharen und brachte bei Mörckern selbst den Franzosen eine empfindliche Niederlage bei.

Doch wir wollen den Ereignissen nicht vorgreifen. Als die Nacht vom 15. zum 16. Oktober sich nieder senkt, lagern sich in weitem Umkreise der Stadt Leipzig die beiden feindlichen Heere. Hunderttausende der Krieger legen sich zur Ruhe nieder, von denen so mancher zum letzten Male auf dieser Erde die Sonne aufgehen sehen wird. Über der weiten Ebene liegt scheinbar ein tiefer Gottesfrieden — da steigen plötzlich von Wachau und Guldengossa her drei Raketen gen Himmel und werfen ihre hellen, weißen Strahlen über die Gegend hin. Es ist ein feuriges Fragezeichen zu Blücher hinüber, ob er zum Kampfe bereit sei. Der antwortet sofort mit vier roten Raketen. Jawohl — der alte Recke ist schlagfertig, bereit, die eisernen Würfel des großen Entscheidungskampfes rollen zu lassen!





IV.

Der Reiterkampf bei Liebertwolkwitz am 14. Oktober.

Bevor der Erzähler zur Schilderung der eigentlichen Völkerschlacht übergeht, muß er erst der großen „Rekognoszierungsschlacht“ bei Liebertwolkwitz gedenken. Im vorigen Kapitel ist bereits des Kanonendonners Erwähnung getan worden, der von Süden her dröhnend den Leipzigern verkündete, daß dort bei Liebertwolkwitz zum ersten Waffentanze aufgespielt wurde. Wer stand dort auf französischer Seite, und wer war der Angreifer?

Von der heranrückenden Schwarzenbergischen Armee führte General von Wittgenstein die Vorhut. Ihm ward vom leitenden Oberfeldherrn der Befehl, eine große Erkundung in der Richtung auf Leipzig zu unternehmen. Sofort ging preußische und russische Kavallerie gemeinsam vor. Bei Liebertwolkwitz trafen die Reiter-scharen auf Murat, den König von Neapel, der mit seinen Truppen, in Stärke von 50 000 Mann, die Linie von Markkleeberg bis Wachau und Liebertwolkwitz besetzt hielt.

Wie? nur 50 000 Mann? Die angreifenden Kolonnen Wittgensteins, Klenaus und Kleists betrogen

zusammen 60 000 Mann. Wenn man die einheitlich einsetzte! Wer weiß, ob sich nicht gleich am ersten Kampftage ein entscheidender Schlag ausführen ließe! Der Kaiser Napoleon konnte seinem Marschall nicht helfend beispringen, denn seine Truppen waren weder geordnet, noch vollständig auf dem Plane. Also — jetzt oder nie! Murats Schicksal muß sich hier erfüllen!

Der Plan war gut, aber er ließ sich leider — dank der Zerfahrenheit im österreichischen Hauptquartier — nicht ausführen. Viel Köpfe, viel Sinne. Nirgends eine einheitliche Leitung und Führung! Was einer vorschlug, verwarf der andere wieder — überall Antriebs- und Hemmung zu gleicher Zeit. So mußte es denn kommen, wie es kam: der günstige Zeitpunkt ward glücklich verpaßt.

Wer weiß, welche ungeheure Tragweite die vollständige Aufrollung von Murats Schlachtlinie und die Vernichtung seiner Armee für Napoleon gehabt hätte! Die nachfolgenden Schlachten wären vielleicht in andere Bahnen getrieben worden. Doch — wie gesagt — die 60 000 Mann wurden nicht einheitlich zum Angriff geführt — die gefährdete Lage Murats ward nicht ausgenützt. Es blieb bei einem größeren Refognoszierungsgefecht, das vorzugsweise durch Reitergeschwader ausgefochten, die Form und den Umfang einer Reiter-schlacht annahm. —

Als die Wittgensteinschen Regimente gegen 10 Uhr vormittags vor Liebertwolkwitz anlangen, werden sie sofort mit Kanonenschüssen empfangen, und auf den Höhen neben dem Dorfe erscheinen zahllose französische Reitercharen, die sich zum Angriff formieren. Es sind etwa 8000 auserlesene Reiter, darunter sechs alte, tapfere



Joachim Murat, König von Neapel.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Regimenter, die, eben erst aus Spanien geholt, vom Marschall Augereau gestern auf die Walstatt geführt worden sind. Murat setzt sich persönlich an die Spitze dieser Reitergeschwader und führt sie in den Kampf.

Heiß entbrennt die Schlacht — immer wilder, immer mörderischer wird das Gewühl der Kämpfenden. Im fürchterlichen Anprall der stürmenden Preußen und Russen geht das von den Franzosen besetzte Liebertwolkwitz verloren. Aber sofort holt Murats Reiterei zum furchtbaren Stoße aus, und die Verbündeten müssen das Dorf wieder räumen. Vom heftigen Kanonen- und Pelotonfeuer geraten bald viele Gehöfte in Brand.

Ratlos, in der Angst ihres Herzens, flüchten die armen Bewohner durch das Dorf. Jeder ist auf Rettung und Erhaltung seines bedrohten Lebens bedacht. Aber wohin in dieser furchtbaren Stunde? Bei dem jähen Zusammenstoße der feindlichen Heere, und bei dem erbitterten Kampfe um den Besitz des Dorfes, ist jeder Ausweg versperrt. Großer Gott, siehe darein! Es ist ja alles außer Rand und Band! Wo Schutz suchen in dieser entsetzlichen Not und Wirrsal? Da ist ja die Kirche — ihr massives Steinwerk wird gewiß nicht von den Kugeln durchschlagen! In rasender Eile flüchtet eine große Anzahl der Bewohner dorthin. Ha — hier ist es besser! Das ist doch eine sichere Zufluchtsstätte! Währenddessen wüthet draußen der Schlachtensturm immer heftiger. Jetzt prasselt auch dicht neben der Kirche das Kleingewehrfeuer. Die Verbündeten nehmen gewiß wieder das Dorf mit Sturm! Horch — wie die Kugeln an die Steinmauern anschlagen! Plötzlich springt eine Kirchentür auf, und Fenster klirren von einschlagenden Geschossen! Allmächtiger — jetzt ist

auch das Gotteshaus nicht mehr sicher! Jammernd und schreiend ringen Frauen und Kinder die Hände. Immer heftiger rollt der Kanonendonner, und von den furchtbaren Schlägen erzittert das ganze große Gebäude. Wenn die Kirche einstürzt — barmherziger Gott, da werden sie ja alle erschlagen! Furchtbare Todesangst peinigt die armen Menschen. In namenloser Angst sinken sie vor dem Altar in die Knie und beten. Da schlägt plötzlich eine Kugel durchs Fenster, prallt ab und fährt einem betenden Greise gerade ins Angesicht, daß er blutüberströmt zusammenbricht. Großer Gott! auch hier in der Kirche hält der grausige Tod seine Ernte! Wie eine zusammengescheuchte Herde drängen sich die zitternden Menschen an die schützende Mauer.

Endlich wird es stiller — der Schlachtenlärm entfernt sich nach Norden. Wohin neigt sich der Sieg? Die Franzosen scheinen zurückzuweichen. Doch nein — jetzt wütet plötzlich das Schlachtengetöse wieder im Orte! Es scheint ein verzweifelttes Ringen zu sein! Wie mag's im Dorfe aussehen? Einige beherzte Männer wagen sich die Treppe zum Turme hinan und schauen durch die schmalen Öffnungen hinaus. „Wie ist's? — wie steht's?“ „Wie's steht? — nicht gut — die ganze Windmühlgasse brennt, und auch dort drüben schlagen die Flammen gen Himmel — Feuerröte überall!“ Da erhebt sich unter den Frauen ein Schrei des Entsetzens, und das Jammern und Stöhnen will kein Ende nehmen.

Es wird Nachmittag — der Kampf tobt weiter. Ist die Schlacht noch nicht bald aus? Gegen vier Uhr — als gerade die Franzosen wieder im Besitze des Dorfes sind — tritt ein hoher Offizier zur Kirchentür herein.

Erschreckt, verwundert sieht er hier das zusammengedrängte Häuflein der Unglücklichen. In gebrochenem Deutsch macht er den Leuten begreiflich, daß sie sich nicht hierher hätten flüchten sollen. Eine Kirche sei mehr als jedes andere Gebäude den Kugeln ausgesetzt. Jetzt ginge es ja noch an, wenn aber durch einen neuen Anprall des Feindes die Kirche in die Schußlinie der Artillerie komme, dann bleibe kein Stein mehr auf dem andern. Und als er in die angsterfüllten Augen der zitternden und bebenden Menschen schaut, fügt er voll Mitleid hinzu: „Ich will es euch sagen lassen, wenn diese Gefahr droht — dann flüchtet und rettet euch nach der großen Stadt!“

Bestürzt, angsterfüllt, erstarrt vor Schrecken warten nun die Unglücklichen der Dinge, die da kommen sollen. O, daß sich der Himmel ihrer Not erbarmen und sie vor dem Außersten bewahren möge! So vergeht eine halbe Stunde. Da dringt auf einmal das Getümmel wieder ins Dorf hinein. Abermals scheinen die Verbündeten den Ort mit Sturm zu nehmen. Plötzlich reißt eine französische Ordonnanz die Kirchentür auf: „Räumen! Die Gefahr wird schlimmer!“ In der That, es ist keine Zeit zu verlieren — das Aufkrachen der feindlichen Geschütze klingt bereits aus nächster Nähe. Die Kirchentüren werden weit geöffnet, aber entsetzt weichen die Menschen wieder zurück. Draußen schmettert es zum Vergehen. Wer soll sich in dieses furchtbare Schlachtenwetter hinauswagen? Da kommt niemand lebend hindurch! Zitternd drängen sich die Leute an der Tür zusammen. Plötzlich ein gellender Schrei eine Frau ist von einer einschlagenden Flintenkugel in die Hüfte getroffen. Jetzt ist in der Kirche

kein Bleibens mehr. Sie müssen ihr Schicksal in Gottes Hand befehlen und die Flucht versuchen. Mit dem Mute der Verzweiflung macht ein Mädchen — die Tochter des Sattlermeisters Bothe — den Anfang, und der größte Teil ihrer Unglücksgeossen folgt ihr über den Kirchhof nach. Auch die verwundete Frau rettet sich glücklich durchs Gewühl.

Welche Bilder des Schreckens bieten sich unterwegs ihren Augen! Da liegen die französischen Krieger zu Hunderten in ihrem Blute, zerschossen, verstümmelt, mit brechenden Augen im bitteren Todeskampfe, während am Eingang des Dorfes noch heftig mit den anstürmenden Gegnern gerungen wird. In fliegender Eile suchen die armen Flüchtlinge ihren Weg über Leichen und Trümmerhaufen, an den rauchenden Ruinen ihrer Häuser vorüber — überall Feuer und Verheerung — bis sie aus dem furchtbaren Kriegsgetümmel hinaus auf das freie Feld gelangen. Gott sei Lob und Dank — jetzt sind sie gerettet!

Aufatmend schauen sie hinter sich. In unbeschreiblichem Weh krampft sich ihr Herz zusammen, als sie ihr Dorf, ihr Haus, ihre Heimat in lodernden Flammen stehen sehen. Und sie hier — getrennt von den Ihrigen, der Gatte vom Gatten, die Kinder von den Eltern, die Eltern von den Kindern — entblößt von allem, auch dem Nötigsten, dem Hunger und dem Durste preisgegeben! Unter Weinen und Wehklagen fliehen sie weiter — der Stadt Leipzig zu.

Währenddessen tobt in und um Liebertwolkwitz der erbitterte Kampf weiter. Vergeblich hat sich Murat immer wieder an die Spitze seiner Reiterchar gesetzt, um das Schlachtenglück herüberzureißen — die An-

greifer spotten allen seinen Versuchen, ihre Schlachtlinie zu durchbrechen. Das sind nicht mehr dieselben Gegner, die er in der Schlacht bei Dresden so rasch aus ihren Stellungen geworfen; die kämpfen heute mit einem Löwengrimm und mit einer unvergleichlichen Ausdauer. Obgleich sie nur 40 000 Mann im Gefecht haben, also den Franzosen gegenüber in der Minderheit sind, haben sie dreimal Liebertwolkwitz erstürmt und Murats erlesene Scharen in die Flucht geworfen. Dreimal hat Murat seine gewaltige Reiterchar wieder einsetzen müssen, um seine Stellungen zurückzuerobern.

„Es gab“ — so berichtet Wittgenstein selbst über den Kampf — „ein imposantes Schauspiel, ungefähr 14 000 Reiter im Gefecht zu sehen, die sich mit wechselndem Glück bekämpften, einander warfen, wiederkehrten und verfolgten. Bald waren alle diese kämpfenden Reitermassen in eine Menge einzelner Schwärme aufgelöst.“

Und Oberst Aster erzählt: „Die Verwirrung und das Handgemenge waren zeitweise so groß, daß mehrmals mitten im Kampfe Pausen eintraten, in denen Freund und Feind unweit voneinander hielten und die Pferde verschnaufen ließen, um dann die Blutarbeit von neuem zu beginnen.“ [Aster I, 257.]

Murat, kühn und verwegen, ist überall in den vordersten Reihen und feuert die Seinen immer wieder zu wilder Tapferkeit an. Weithin ist seine auffallend theatralisch gekleidete und mit hohem, weißem Federhut aufgeputzte Gestalt zu sehen. Wie? — wenn es gelänge, diesen seltenen Vogel zu fangen? Mancher unter den kühnen Reitern der Verbündeten hat's gedacht. Da entdeckt ihn beim letzten, heftigen Kampfe am Abend

eine Schwadron des ersten preußischen neumärkischen Dragonerregiments und verfolgt ihn. Beim schnellen Umkehren seines Gefolges bleibt der König von Neapel, nur von einem Bereiter begleitet, etwas zurück. Da nimmt der preußische Leutnant Guido von der Lippe den günstigen Augenblick wahr und sprengt mit dem Rufe: „Halt, König!“ auf ihn zu. Schon ist er ihm so nahe, daß er ihn mit der Klinge erreicht, da trifft ihn ein Schwerthieb des Bereiters. Doch noch immer läßt der Verwegene von seiner kostbaren Beute nicht ab, sein Schwert kreuzt sich noch einmal mit dem des tapferen Bereiters, und Guido von der Lippe sinkt, von einem Degenstoß getroffen, tot vom Rosse. Murat ist um Haarsbreite dem Tode oder der Gefangenschaft entgangen. Seinen Retter ernennt er aus Dankbarkeit zum Stallmeister und verspricht ihm eine Pension. Napoleon hat ihm nachmals das Kreuz der Ehrenlegion verliehen.

Murat zieht sich zurück, doch der Kampf tobt weiter. Bei einbrechender Dunkelheit sammelt auf seiten der Verbündeten General Pahlen noch einmal seine Reiter-scharen und sendet sie mit den herbeigerufenen preußischen Kürassieren erneut gegen die Franzosen. Die rassen in Eile auch ihre Divisionen zusammen, verstärkt durch die leichte Division Subervic des V. Korps und drei Ulanenregimenter des I. Korps, und reiten gegen die Feinde wieder an. Mit glänzender Tapferkeit und kühner Verwegenheit wird auf beiden Seiten gefochten — der gewaltige, furchtbare Reiterkampf wogt bis in die Nacht hinein.

Da befiehlt endlich gegen 6 Uhr abends Fürst Schwarzenberg, den „Rekognoszierungskampf“ abzu-

brechen. Entsetzlich sind die Opfer, die das heiße Ringen gekostet hat. Die Franzosen verloren an Toten und Verwundeten gegen 600 Mann, dazu über 1000 Gefangene und gegen 1000 Pferde. Aber auch die Österreicher, Russen und Preußen haben große Verluste zu beklagen: 867 Tote und Verwundete, 134 Gefangene und 151 Pferde.

Und der Erfolg des blutigen Tages? Fürst Schwarzenberg weiß nun, wo er Napoleons Heer zu suchen und zu erwarten hat, nämlich von Connewitz, Markkleeberg an bis Wachau, Liebertwolkwitz und bis weit in die Leipziger Ebene ostwärts. Zugleich aber hat ihm die Erbitterung des Kampfes die Überzeugung gebracht, daß er sich der Hauptstellung des französischen Heeres gegenüber befindet.

Schlimmer liegen die Ergebnisse des Tages für Murat. Er hat sich nicht allein eine Niederlage geholt, sondern hat sogar zwecklos den besten Teil seiner Reitermassen geopfert. Damit ist die Hoffnung, die Napoleon auf die soeben aus Spanien gekommenen Kerntruppen gesetzt, bedeutend erschüttert. Das ist der erste Schlag, der dem Cäsar den Untergang prophezeit. Die glorreiche Tradition der gefürchteten französischen Reiterei ist bedenklich zerstört, dagegen der Kampfesmut der Gegner bedeutend gehoben.

Der schwere Wolkenjaum der nahenden Rachegöttin berührt bereits den Schlachtenkaiser und seine unüberwindlichen Scharen. Das Dunkel der stürmischen, regnerischen Herbstnacht aber deckt bei Liebertwolkwitz ein weites Schlachtgefilde voll Blut und Jammer und Elend.

Q



V.

Die Schlacht bei Möckern
am 16. Oktober.

Bevor die Ereignisse im Süden von Leipzig zu einem neuen Zusammenstoße führen, muß der Erzähler berichten, was im Norden der Stadt geschah.

Blücher hatte, wie bereits erzählt worden, bei Düben dem heranziehenden Napoleon die Freude nicht gemacht, sich in eine Schlacht verwickeln zu lassen. Es wäre ja auch geradezu wahnwitzig gewesen, sich von der erdrückenden Übermacht des Kaisers schlagen zu lassen. In geschickter Weise war er dem ihm zgedachten Stoße ausgewichen und hatte, während der Franzosenkaiser ihn bis über die Elbe nach Norden verscheucht glaubte, seine Kolonnen an die Saale geführt. Anders der schwedische Kronprinz Bernadotte, der Führer der Nordarmee. Dieser „tapfere“ Feldherr — ein geborener Franzose aus der Gasconne, den sich Schweden unter Napoleons Marschällen vor Jahren bereits zum Thronfolger ausgewählt — dieser „Held“ hatte vor der Kriegskunst Napoleons einen solchen erstaunlichen Respekt, daß er trotz aller Vorstellungen Blüchers mit seinen 90 000 Mann bei Aken über die Elbe

retirieren wollte. Er hätte es auch getan, wenn nicht vorher der General Hirschfeld die Elbbrücke dort zerstört hätte. Nun versuchte ihn Blücher mit an die Saale herüberzuziehen, damit die beiden Armeen, die schlesische und die Nordarmee, gemeinschaftlich gegen Leipzig marschieren könnten — vergeblich. Bernadotte hatte allerlei Ausflüchte und Ausreden — er wollte nicht. Es war nicht allein Furcht und Angst vor einer Niederlage durch Napoleon, die den Kronprinzen zu so eigentümlichem, zweideutigem, ja verräterischem Verhalten veranlaßte, es waren vielmehr seltsame Hintergedanken, die ihn bewegten. Er hoffte, nach dem sicher zu erwartenden Sturze des großen Imperators vielleicht selbst Kaiser von Frankreich zu werden. Nun hinkte er als Schlaufuchs auf beiden Seiten: den Deutschen sollte er im Freiheitskampfe Hilfe leisten, den Franzosen wollte er aber auch nicht wehe tun. Daher kam es, daß er die Preußen wiederholt im Stiche ließ. In den Schlachten bei Großbeeren (23. Aug.) und Dennewitz (6. Sept.) hat er nicht nur nicht mitgekämpft, sondern nachher auch noch in ziemlich verräterischer Weise dem geschlagenen Feinde Vorschub geleistet und ihm Zeit zur Flucht gegeben. Napoleon kannte den Pappenheimer — er zog diesen Gegner gar nicht in seine Rechnung. Schon als Bernadotte auf dem Kriegsplan erschienen war, hatte er zu seinen Marschällen verächtlich gesagt: „Bah, der wird nichts tun, als großhänssige Kapriolen machen“ — (*pour celui-là, il ne fera que piaffer*) (J. Scherr, III, 170).

Jetzt — kurz vor dem anhebenden, gewaltigen Ringen in der Leipziger Ebene — wollte Bernadotte wiederum allerlei Ränke spinnen und durch alle mögliche

Gaunerei sogar Blücher vom eigentlichen Kampffelde fernhalten. In hellem Zorn sagte darum einmal der alte Haudegen zu seinen Offizieren: „Man kann sich ja auf diesen welschen Safermenter, den Bernadotte, von dem man nicht recht weiß, ob er ein Jud' oder ein Zigeuner ist, nicht verlassen!“ Und als der Kronprinz sich gar nicht zum Zuge gegen Leipzig entschließen wollte, rief Blücher zornentbrannt: „Der Hundsfott soll warten, bis ich mich wieder seinen Wünschen anbequeme. Wir wollen uns fürder nur auf unsere eigene Kraft verlassen und dem Kerl von Franzosen nur noch unsere Beschlüsse mitteilen. Hol' ihn der Teufel!“

Bernadotte hätte mit seiner Nordarmee tatsächlich seine deutschen Waffenbrüder bei Leipzig im Stiche gelassen, wenn ihn nicht die unter seinem Befehle stehenden preußischen und russischen Generale zum Einlenken gezwungen hätten. Sie sandten dem „Zweiachsler“ den englischen, russischen und preußischen Kommissar, die Herren Stewart, Pozzo di Borgo und Krusemark ins Hauptquartier. Die drohten ihm mit Entziehung der Hilfsfelder — das half. Jetzt entschloß sich der Zauderer endlich umzukehren, zog aber immer noch nicht gen Leipzig, sondern nach Halle.

Blücher und sein Waffengefährte York hatten daher allein die Last, aber auch die Ehre und den Ruhm, die Franzosen im Norden Leipzigs anzugreifen und in der hartnäckigen Schlacht bei Möckern endlich zu werfen.

Am 15. Oktober war Blücher mit der schlesischen Armee von der Saale her aufgebrochen. Voran zog das Korps Yorks — 16 120 Mann Fußvolk, 3100 Reiter und 104 Geschütze stark; Langerons Heerhaufen

folgte, und Sackens Kolonnen bildeten die Reserve. Bereits am Morgen des 16. Oktober erschien die Vorhut Yorks auf der Höhe bei Lützschena. Da ertönt dumpfer Kanonendonner von Süden her: Bei Wachau hatte das blutige Ringen mit Napoleon bereits seinen Anfang genommen. Nun ist auch für den greisen Helden Blücher hier im Norden kein Halten mehr. In Eile gibt er York den Befehl, auf dem rechten Flügel gegen Möckern und Lindental vorzugehen, Langeron muß gegen Freiroda und Radefeld marschieren und Sacken zwischen beiden in Reserve folgen. So, der Kriegsplan ist entworfen — der alte Haudegen reitet rasch die Linie der Kavallerie entlang und ruft den Truppen zu: „Na, Kinder, haut heute einmal auf gut preußisch ein! Sag' euch, wer heute abend nicht entweder tot oder siegestrunken ist, der hat sich geschlagen wie ein infamer Hundsfott!“ (Droysen II, 348). Dann nimmt er unweit Lindental seinen Stand so, daß er alle drei seiner Heeressäulen überschauen kann. Dem General York hat er zum Sturme auf Möckern freie Hand gelassen — auf diesen tapferen Führer konnte er sich verlassen. In den ersten Nachmittagsstunden sind endlich sämtliche Kolonnen heran und in Schlachtordnung aufgestellt. Der Tanz kann beginnen.

Doch bevor wir den erbitterten Kampf um Möckern schildern, wollen wir uns umschauen, welcher Gegner auf französischer Seite im Norden Leipzigs steht, und welche Streitkräfte er einzusetzen hat.

In der Annahme, Blüchers Heer sei weit zurückgeschleucht und vorderhand nicht auf dem Leipziger Schlachtfelde zu erwarten, hat Napoleon hier im Norden der Stadt nur geringe Teile seines Heeres unter

dem Befehl des Marschalls Marmont zurückgelassen: 17 000 Mann Infanterie, 2000 Reiter und 94 Kanonen. Erschreckt durch die Nachricht vom Herannahen der ganzen schlesischen Armee, sendet der Marschall noch am 15. Oktober einen Adjutanten an den Kaiser und bittet um 15 000 Mann Hilfstruppen. Er erhält sie auch zugesagt; doch als am Morgen des 16. Oktobers der grimmige Kampf bei Wachau einsetzt, sieht sich der Schlachtenkaiser außerstande, Truppen abtreten zu können — im Gegenteil, er ruft selbst den Marschall Ney zu Hilfe und läßt Marmont sagen, Blüchers Hauptmacht stehe jedenfalls noch an der Saale; daher solle er ihm unverzüglich alle verfügbaren Regimenter nach Wachau senden, dort wolle er erst den österreichischen Gegner mit Übermacht zermalmen und dann ihm am nächsten Tage gegen Blücher helfen.

Was soll er tun? Dem Befehle des Kaiser gehorchen? Marschall Ney ist bereits aus der Gegend von Mockau und Taucha nach Süden aufgebrochen, und eben will Marmont ein Gleiches tun: da steht Blücher völlig überraschend vor ihm auf dem Plane. Als kriegsfundiger Feldherr erkennt er sofort die große Gefahr, in die sein Herr und Meister gerät, wenn es dem General Blücher gelingt, Napoleon in den Rücken zu fallen. Es gilt also um jeden Preis — koste es, was es wollte — die schlesische Armee aufzuhalten. Sofort macht er Front und stellt seine verfügbaren Streitkräfte in Schlachtordnung auf. Sein rechter Flügel muß sich an Breitenfeld anlehnen, sein linker bei Möckern und Wahren an die Elster. Die Artillerie postiert er so, daß sie die ganze Hochfläche vor sich bestreichen kann, über die Yorks Kolonnen zum Angriff vordringen müssen.

So, jetzt mögen sie kommen, die blücherschen Schlesier, die Sieger von Wartenburg, hier werden sie nicht so leicht über ihn triumphieren, wie dort über seinen Waffenbruder Bertrand! Zur größeren Sicherheit jedoch sendet er einen reitenden Boten an Marschall Ney, ihn zur Umkehr und zu Hilfe zu rufen. Der verspricht's, kommt auch, aber bevor seine Kolonnen das Schlachtfeld erreichen, ist der Tag vorüber und die Entscheidung gefallen.

Noch ist die Lage für Marmont nicht ungünstig, steht ihm vorerst doch nur das York'sche Korps gegenüber, und das ist an Streitkräften um ein wenig schwächer, als seine Truppen. Den General Langeron fürchtet er nicht, der ist nicht der Tüchtigsten einer und wird von dem polnischen Korps (4000 Mann stark) unter dem tapferen Dombrowsky in Schach gehalten. Und die Divisionen Sackens und St. Priest stehen noch zu weit zurück, als daß sie gefährlich werden können. Freilich fällt für Marmont auch die Hilfe der Kolonnen Neyniers aus, die von den Kosaken des Ostheeres unter Bülow in einen Kampf verwickelt werden.

So stehen die Aussichten auf beiden Seiten der Gegner, die heute hier im Norden Leipzigs um die Palme des Sieges ringen wollen.

Als General York von Blücher den Befehl erhält, zum Sturm gegen Marmonts linken Flügel auf Wahren und Möckern vorzugehen, sagt er einfach und schlicht: „Anfang, Mitt' und Ende, Herrgott, zum besten wende!“ und befiehlt den Angriff. Jetzt weiß jeder, woran er ist — es gilt, einen furchtbar entschlossenen Feind, einen meisterhaften Heerführer, der namentlich in der Verwendung seiner Artillerie den Preußen weit über-

legen ist, zu überwinden. Ein Tag blutigster Arbeit steht bevor, aber, will's Gott, auch ein Tag glücklicher Entscheidung für das Schicksal des Vaterlandes! Mit feierlich gehobener Stimmung geht es in den Kampf.

In raschem Vordringen säubern York's Scharen die Orte Lindental und Wahren. Der Feind weicht zurück, setzt sich aber um so fester in Möckern fest, dessen Häuserreihen und die Bauart der Gebäude eine überaus hartnäckige Verteidigung ermöglichen. Jedes Gehöft, jede Scheune, jeder mit einer hohen Mauer umgebene Garten läßt sich hier zu einer kleinen Festung umwandeln, zumal nur schmale Wege zwischen hindurchführen, so daß sich alle Zugänge des Dorfes mit wenig Geschütz wirksam beherrschen lassen.

Es ist etwa drei Uhr nachmittags, als General York seine Kolonnen zum Sturm gegen Möckern führt. Die Reiter werden zurückgezogen, und Artillerie und Fußvolk geht zum Nahkampf über. Mit furchtbarer Hestigkeit entbrennt die Schlacht. Mit acht Bataillonen stürmt Major von Hiller als erster in das Dorf. Doch die gedeckte Stellung der Franzosen ist ja fast unüberwindlich. Sie schlagen den ersten Anprall siegreich zurück. Aber die tapferen Preußen kehren todesmutig mit gefälltem Bajonett wieder. Immer heißer wird das Ringen. Wut und Erbitterung auf beiden Seiten! Jede Mauer, jedes Haus, jeder Garten muß einzeln gestürmt und erobert werden. Währenddessen drängen die nachfolgenden Regimenter den Feind bis hinter das Dorf zurück. Hier aber empfängt sie ein mörderischer Kartätschenhagel. Unbeschreiblich sind die Verluste der kühnen Streiter. Sie müssen zurück — und Möckern ist wieder in den Händen der Franzosen.

Sofort sammelt der tapfere Major von Hiller seine Truppen zu neuem Sturme. Lichterloh brennen die Gehöfte des Dorfes. Abermals gelingt es, den Feinden Möchern zu entreißen. Wenn nur die furchtbare Artillerie Marmonts nicht wäre! Aus etwa 50 Feuer-
schlünden schlägt den siegreich Vordringenden Tod und Verderben entgegen. Diesem fürchterlichen Feuer gegenüber gibt es keinen Schutz, keine Gegenwehr — die tapferen Preußen müssen abermals weichen. Immer entsetzlicher werden die Verluste. Große Lücken klaffen bereits in den Angriffskolonnen — wenn nicht schleunige Hilfe kommt, werden sie noch gänzlich aufgerieben; denn schon dringt feindliche Infanterie wieder in Möchern ein.

In dieser furchtbaren Gefahr erscheint auf Yorks Befehl die mecklenburgische 2. Brigade unter Prinz Karl von Mecklenburg, und eine Artillerie von 16 Geschützen nimmt den Kampf gegen die heftig feuernde französische Geschützlinie auf. Das ist Rettung! In neuer, ungestüm einsetzender Attacke werden Marmonts Truppen durch das Dorf hinauf nach der dahinter liegenden Anhöhe — dem Kirchberge — getrieben. Hier stehen die französischen Geschütze. Jetzt gilt's, auch diese mit Sturm zu nehmen. Da gelingt es dem Marschall noch zur rechten Zeit, seine Reserven heranzubringen: der Angriff der todesmutigen Preußen scheitert — abermals müssen sie nach Möchern zurück. Der Prinz von Mecklenburg sinkt verwundet vom Pferde, und ihrer meisten Offiziere beraubt, müssen die arg durcheinander geratenen preußischen Regimenter ins Dorf zurück.

Jetzt setzt Marmont seine Marinetruppen zum Sturm auf Möchern ein. Da kommt preußische Infanterie ihren

hartbedrängten Brüdern zu Hilfe. Mit vereinten Kräften geht es wieder gegen den Feind. Eine Batterie der Marineregimenter geht verloren; aber alsbald drängt Marmont mit mehreren neuen Bataillonen die Preußen nach dem Dorfe zurück. Hin und her wogt der entsetzliche Kampf — es kommt zu keiner endgültigen Entscheidung. Auf beiden Seiten wird mit unvergleichlicher Tapferkeit und Ausdauer gekämpft. Sind auch wieder die Franzosen in Möckern eingedrungen, so bleibt doch die andere Hälfte des Dorfes in den Händen der tapferen Preußen. Welch eine furchtbare Blutarbeit um den Besitz dieses Dorfes!

Und doch hängt die Entscheidung des Tages davon ab. Das weiß der Marschall Marmont, das erkennt aber auch York. Er ruft daher General Blücher um Hilfe und Unterstützung an. Der läßt sofort den bei Kadefeld in Reserve haltenden Sacken mit seinem Heereshaufen gegen Möckern vorrücken. Doch bevor der eintreffen kann, sind einige Stunden Zeit nötig, und die Preußen müssen sich unterdessen selbst zu helfen suchen.

In dieser Not sieht sich General York gezwungen, seine letzten Reserven zum Verzweiflungskampfe einzusetzen. Gelingt es diesmal nicht, des Feindes Herr zu werden, dann! Es ist ½5 Uhr, als Oberst Steinmetz mit den Reserven zum Sturme vorgeht. Zwei Bataillone gibt er zur Verstärkung der Truppen im Dorfe selbst ab; mit dem anderen Teil seiner Brigade setzt er links von Möckern zum Angriff gegen den Kirchberg an. Zur weiteren Hilfe müssen die Brigaden Horn und Hünerbein den rechten Flügel des Feindes attackieren.



Der Kampf um Möckern.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Mit bewundernswerter Umsicht hat Marschall Marmont von einer Höhe aus bisher die Schlacht geleitet. Jetzt bemerkt er den ihm drohenden Stoß der Preußen. In Eile rafft er seine gesamte Artillerie zusammen und bringt gegen 90 Kanonen in Stellung, mit denen er den Anstürmenden einen wahren Hagel von Kartätschen entgegenschleudert. Die Preußen prallen zunächst vor dem entsetzlichen Feuerhagel zurück, dann aber dringen sie trotz allem mit wahrer Todesverachtung vorwärts. Geführt von ihrem tapferen Major Gädicke, dringen die Bataillone Martitz und Larisch im Sturmschritt, mit gefälltem Bajonett, in die Linien des Feindes ein.

Doch das furchtbare Feuer der französischen Artillerie wird immer rascher, unerhörter, mörderischer — es reißt entsetzliche Lücken in die Reihen der Stürmenden. Sie müssen endlich weichen. Wohl führt Major Maltzahn seine beiden Bataillone — die letzten — im Sturmschritt an den Weichenden vorüber gegen den Feind, aber trotzdem ist die Gefahr aufs höchste gestiegen. Trotz alles Heldenmutes scheint der Wutkampf für die Preußen dennoch zur Niederlage auszuschlagen.

Es ist 5 Uhr. Die Entscheidung rückt heran. Jetzt hängt das Schicksal des Tages an einem Faden! Mit furchtbarer Hestigkeit tobt der Nahkampf. Ununterbrochen rollt der Geschützdonner, und das Kleingewehrfeuer prasselt in grauenhafter Schnelligkeit. Es ist, als bebte die Erde unter der Wut des Schlachtensturmes.

Da — im Augenblick der höchsten Gefahr sprengt York an den Kommandeur der Kavallerie — Major v. Sohr — heran: „Lassen Sie einhauen! Wenn jetzt die Kavallerie nicht helfen kann, ist alles verloren!“

Sohr läßt sofort zur Attacke blasen, und mit unwiderstehlicher Wucht werfen sich die Reitergeschwader der französischen Infanterie entgegen. Die von ihnen in Eile formierten Karrees werden überritten, zusammengehauen und zersprengt, die Reste auf die Batterien geworfen und sechs Kanonen erbeutet. Das war Hilfe in höchster Gefahr!

Jetzt sprengt aber auch schon französische Kavallerie herbei. Der württembergische General Normann führt seine Schwadronen gegen Sohrs Reiter. Normann! — unseligen Angedenkens! Ist das nicht jener Normann, der damals mitten im Waffenstillstande den hinterlistigen Überfall bei Rixen auf Lützows Schar ausgeführt? Gewiß! Er ist's. Drauf, ihr preußischen Reiter! Rächt an ihm das Blut der braven Lützower! Und in der That — in wildem Reiterkampfe wird seine Kavallerie geworfen. Zuletzt setzt York auch noch die Reservekavallerie in das Gefecht ein, und nun geht es unaufhaltsam der feindlichen Artilleriestellung entgegen. Ein Karree nach dem andern wird niedergeritten, neun Kanonen und fünf Pulverwagen fallen in die Hände der Sieger.

Während hier im Zentrum der feindlichen Stellung so gerungen wird, sprengt plötzlich ein Adjutant an General York heran und meldet freudestrahlend: „Die Schlacht ist gewonnen! Die Bataillone unseres linken Flügels haben alle Batterien genommen, der Feind ist total geschlagen!“

Die Brigaden Horns und Hünerbeins und vor allem das unvergleichlich tapfere Vordringen des Majors v. Krosigk mit seinem ersten Füsilierbataillon und neben ihm das zweite Bataillon unter Major

v. Othegraven hatten endlich den rechten Flügel Marmonts überwältigt.

Ein unendlicher Jubel geht durch die Reihen der Preußen. Gott im Himmel sei gepriesen! Endlich ist der Sieg errungen! Jetzt kann sich auch Marmont bei Mörkern nicht mehr halten. Der Marschall selbst ist verwundet. In wilder Flucht werfen sich seine Scharen auf Gohlis und Guttrich zurück; doch ist auch hier kein Standhalten mehr. Der siegreiche Gegner drängt sie sogar bis unter die Mauern von Leipzig.

Welch ein Sieg! Endlich der unüberwindliche Marmont niedergedrungen! Aber teuer erkauft — entsetzlich teuer erkauft ist dieser Erfolg. Eine mit Strömen von Blut getränkte Walstatt ist's, über die sich jetzt der Abend niedersenkt. Yorks Truppen allein haben einen Verlust von 173 Offizieren und 5432 Mann an Toten und Verwundeten zu beklagen. Mit unerhörter Tapferkeit, mit unvergleichlichem Heldennute haben sich die Preußen die Siegespalme errungen. Welche Tollkühnheit ihrer Offiziere, welche Ausdauer und Unererschrockenheit der Mannschaften! Diese unbegrenzte Liebe zum Vaterlande! Solchen Heroismus sah die Welt noch nicht. Unmöglich ist's, all die unglaublichen Heldentaten einzelner aufzuzählen. Voll Begeisterung schreibt Hünerbein in seinem Bericht:

„Was die Geschichte vom Spartanermut dichten und der Pinsel der Künstler uns von römischer Kühnheit malen möge, so ist es doch durch das, was bei dieser Schlacht vorging, unendlich übertroffen. Wer muß nicht von dankbarer Rührung durchdrungen werden, wenn er sich einen Obristen v. Borcke, einen Major v. Othegraven, einen Major v. Krosigk, den edlen Ge-

fallenen, an der Spitze ihrer Angriffskolonnen denkt, wie sie unter dem Hagel der Kartätschen, unter dem Mordgesaus der schweren Kugeln, unter dem erschütternden Gefrach berstender Granaten in die feindlichen Reihen Tod und Vernichtung tragen. Gibt es schönere Handlungen der Unererschrockenheit und Aufopferung, als die des Leutnants v. Sellen, der mit dem Leutnant v. Favrat und sieben Soldaten sich in ein mit Ordnung zurückgehendes, feindliches Karree hineingewürgt und eine gespannte Kanone herausgeholt? — eines Leutnant v. Eberhardt, der während der Attacke von einer Kartätschenkugel zu Boden gestreckt, von seinem Bataillon getreten, noch ehe dasselbe aber den Feind erreicht, keuchend mit einer bedeutenden Kopfwunde wieder vor demselben erscheint und ausruft: „Mein, Kinder, ich muß auch mit in den Feind!“ — eines Leutnant v. Arnstädt, der, als beim Verfolgen des Feindes die Bataillone in Unordnung geraten waren, sich mit dem Leutnant Hübner Wort und Hand gab, im nächsten feindlichen Karree die ersten zu sein, und es auch waren? Ein Befehlshaber müßte einen Gottesblick haben, um in einer so heißen Stunde, als die einer Schlacht, alle die Thaten der einzelnen zu übersehen, und die deutsche Bescheidenheit läßt so manche unentdeckt, sonst würde man ganze Bogen damit füllen können.“ —

General Yorks Gesicht strahlt vor Freude. Dankbar reicht er dem verwundeten Reiterführer Sohr die Rechte: „Ihnen habe ich vor allem den heutigen Sieg zu verdanken. Ich werde es Ihnen und Ihren braven Regimentern nie vergessen!“

Und die Krieger? Wie einst bei Leuthen, erklingt auch hier das feierliche Lied „Nun danket alle Gott —“

durch die Stille der Nacht. In die Klage um Tausende und aber Tausende, die ihr Blut vergossen und ihre Tapferkeit mit dem Heldentode besiegelt haben, mischt sich die Freude, der Jubel, daß das teure Blut nicht umsonst geflossen, daß ihr Heer gesiegt, daß ihr Vaterland gerettet ist! O, Welch ein Triumph! Deutschland ist wieder oben auf — das Glücksräd der Franzosen zerbricht in Stücke!

Dorthin nach Leipzig, wo im weiten Umkreise noch zahllose Wachtfeuer glühen, sind die Trümmer des Marmontschen Heeres geflohen. Ein Adler der Garde, zwei Fahnen, 53 Kanonen mit über 200 Munitionskarren und über 2000 Gefangene haben sie in den Händen der Sieger gelassen. Gegen 6000 Verwundete und Tote bleiben auf dem Schlachtfelde zurück.

Welch ein Schlag für den Weltdespoten Napoleon! Ahnte er dort bei Wachau nicht, in welcher Gefahr hier sein Marschall während des ganzen Kampfes steckte? O gewiß — es muß ihm nicht geheuer zumute gewesen sein, als er plötzlich den immer heftiger rollenden Donner von Mörkern hatte herüberschallen hören! Eilends hat er den Oberbefehl in der Wachauer Schlacht seinem Schwager Murat übergeben und ist sofort vom Schlachtfelde nach Leipzig geritten. In Begleitung des Marschalls Ney und des Generals Coulaincourt hat er sich dann durchs Gerbertor hinaus zu Marmonts Armee begeben. Welche Anweisungen und Ratschläge er dort gegeben? Wir wissen's nicht. Sie haben auch nichts genützt: die Kampfeswut der Preußen war größer, als die Feldherrnkunst seines Marschalls, und der Abend des furchtbaren Schlachttages hat die Schutzwehr des Kaisers im Norden der Stadt niedergeschlagen gesehen.

Ein Schicksalsschlag für den Imperator. Was er im Süden an demselben Tage gegen Schwarzenberg errungen, das geht durch Blüchers Sieg doppelt verloren. Noch mehr! Es ist ein Wetterschlag, der das gewaltige Gebäude der Macht und Herrschaft Napoleons bis in die Grundfesten erschüttert.





VI.

Die Schlacht bei Wachau am 16. Oktober.

Wir müssen uns nun dem großen Kampffelde zuwenden, wo der Schlachtenmeister selbst sein Glück im hohen Spiel der eisernen Würfel versucht. Wo wird der gewaltige Kampf gegen den österreichischen Gegner zum Austrag kommen?

Mit großer Meisterschaft hat Napoleon sein Heer im großen Bogen von Connewitz, Marktleeberg, Wachau, bis Liebertwolkwitz und Klein-Böznau in Schlachtordnung aufgestellt. Auf möglichst kleinem Raume stehen hier wohl über 100 000 Mann auf dem Plane — für den Sieg das größte Unterpfand; denn mit Leichtigkeit kann er nach jeder Richtung einen furchtbaren Massenangriff und einen vernichtenden Stoß gegen seine Gegner ausführen. Außerordentlich günstig liegen die drei vorgeschobenen Orte Marktleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz. Sie lassen sich wie Forts gegen angreifende Kolonnen benützen und verteidigen. Hier sollte sich auch an dem 16. Oktober ein Kriegsbild aufrollen, bei dessen Anblick das Herz erstarret und die Seele bis in ihren tiefsten Grund erschüttert wird.

Wendet man sich nun dem Schlachtenplane und der Aufstellung der Schwarzenberg'schen Armee zu, so muß man beschämend gestehen, daß man etwas Trostloseres und Unglaublicheres kaum von einem Feldmarschall erwarten kann. Bei aller Aufopferung und dem besten, edelsten Willen, hat sich doch Fürst Schwarzenberg der Leitung einer so großen Schlacht ganz und gar nicht gewachsen gezeigt. Es ist Tatsache und heute so ziemlich die einmütige Ansicht aller Kriegskundigen, daß sein Schlachtenplan so verfehlt, so schlecht war, daß man nur von einem wahren Wunder reden kann, wenn die Leipziger Schlacht nicht verloren ging. Einem Napoleon gegenüber verzettelte Schwarzenberg seine gewaltige Streitmacht von 135 000 Mann so unglücklich und bedenklich, daß den 100 000, zum gewaltigen Stoße bereitstehenden Soldaten des Schlachtenkaisers, bei Wachau nur 65 000 Mann gegenüberstanden. Entschuldigend für Schwarzenberg muß allerdings betont werden, daß man im Hauptquartier von allen Seiten in seine Pläne hineingeredet und dieselben nachgerade aufs äußerste „verbösert“ hat. Hat nicht Blücher nachmals in einem Trinkspruch die Schwierigkeiten angedeutet, unter denen Schwarzenberg's Oberleitung zu leiden hatte? In Karlsbad war's 1819, als Fürst Blücher sein Glas erhob: „Auf das Wohl des Fürsten von Schwarzenberg, als desjenigen Feldherrn, welcher drei Monarchen in seinem Lager hatte und den Feind dennoch zu schlagen verstand.“ (Hormayr, Lebensbilder III, 497.)

Doch kehren wir zurück zu Schwarzenberg's Aufstellung am 16. Oktober 1813. Den General Gylai schickte er mit einigen 20 000 Mann gegen Lindenau, General Merveldt und den Prinzen von Hessen-Hom-

burg mit etwa 50 000 Mann in den „Sumpfwinkel“ zwischen Pleiße und Elster, und nur 65 000, die drei Armeekorps Kleists, Alenaus und des Prinzen Eugen von Württemberg unter Wittgensteins Führung bestimmte er zum Angriff gegen Wachau und Liebertwolkwitz. Ein Glück, daß diese drei Unterfeldherren wahrhaft heldenmütige Männer waren — wer weiß, ob nicht sonst Napoleon den Verbündeten hier bei Wachau ein anderes Liedlein aufgespielt hätte!

Trübe und regnerisch hatte der 16. Oktober eingesetzt, und die Herbstsonne vermochte erst gegen 10 Uhr das Gewölk zu durchbrechen. Unheilbrütend flimmerten ihre Strahlen dann über den bereits in furchtbarer Hestigkeit entbrannten Kampf. Tausende der hier kämpfenden Krieger sahen an diesem Tage ihren Schein zum letztenmal.

Gegen 8 Uhr war Napoleon aus seinem Hauptquartier Neudnitz nach Liebertwolkwitz herübergekommen und beobachtete vom Galgenberge aus die zum Angriff anmarschierenden Österreicher und Russen. Graf Wittgenstein hatte seine Streitmacht in vier Kolonnen geteilt: die erste unter Kleist sollte gegen Markkleeberg, die zweite unter Prinz Eugen von Württemberg gegen Wachau, die dritte unter General Gortschakow gegen Liebertwolkwitz und die vierte unter Alenau gegen Klein-Bösnau vorgehen. Am heißesten und mörderischsten kam der Kampf bei Wachau zum blutigen Austrag; darum heißt die Schlacht im Süden Leipzigs mit Recht die Schlacht bei Wachau.

Wie einst bei Kulm, hatte auch hier Prinz Eugen den schwersten Stand, und nur seiner Tapferkeit und der beispiellosen Standhaftigkeit seiner Truppen ist es zu

danke, daß Napoleons Plan mißlang. Alle seine verzweifelten Anstrengungen, das Zentrum zu durchbrechen und die Schlachtlinie der Gegner über den Haufen zu rennen, scheiterten an dem ungeheuren Kampfesmut und der Kampfeswut der Verbündeten. Der Napoleonhaß war größer, als das Napoleongenie. —

Es ist 8 Uhr früh, als drei Kanonenschüsse das Signal zum Angriff und damit zu einer der blutigsten Schlachten geben. Als erster geht Kleist mit seinen Scharen zum Sturm gegen Marktleeberg vor, nimmt das Dorf und drängt die Franzosen bis zum Hohlweg hinter dem Orte zurück. Sofort führen aber nun Boniatowsky und Marschall Augereau frische Streitkräfte heran, so daß der Kampf bald mit schauerlicher Hestigkeit entbrennt. Viermal müssen die Preußen dem fürchterlichen Geschützfeuer weichen, und viermal erstürmen sie wieder den Ort von neuem. Nun kann's nicht fehlen! Aber wehe! Die Gegner bringen immer stärkere Truppenmassen heran — da müssen endlich die stark gelichteten Reihen der Preußen wieder weichen. Wären in dieser höchsten Bedrängnis nicht die Bubna-Husaren und die russischen Panzerreiter zu Hilfe geeilt, wer weiß . . . ! jetzt aber nimmt die tapfere preußische Infanterie zum fünftenmal das Dorf und behauptet es — wenn auch unter großen Verlusten — gegen alle andringenden Attacken der Polen und Franzosen. An ein Vorrücken ist freilich auch nicht zu denken.

Ebensowenig erfolgreich ist die zweite Angriffskolonne unter Prinz Eugen. Wohl ist der Anfang recht glückverheißend: von den 48 Geschützen werden die acht vor Wachau postierten französischen Geschütze rasch zum Schweigen gebracht — aber das ist nur das kleine Vor-

spiel. Schon setzt sich triumphierend ein russisches Bataillon in Wachau fest, da ändert sich plötzlich in fürchterlicher Weise das Bild. Mit Blitzesschnelligkeit läßt Napoleon seine verdeckt gehaltene, gewaltige Artillerie von wohl 100 Geschützen auffahren und eröffnet auf die Angreifer ein solch unerhört mörderisches Feuer, wie es wohl noch in keiner Schlacht stattgefunden.

„Der Donner krachte, der Boden erzitterte, Funken stoben, Späne flogen; Rauch und Flammen, Blut und Tod rings um uns her verkündeten, daß wir durch unser leises Auftreten den schlummernden Löwen geweckt hatten. Siebzehn russische und fünf preußische Geschütze lagen in wenigen Minuten zerschmettert auf der Erde, und dem aus dem Gefecht zurückgebrachten, schwerverwundeten Obersten Reibnitz folgte der Haufen seiner flüchtenden Soldaten, vom siegestrunkenen Feinde hart und blutig gedrängt“, so erzählt ein Augenzeuge. (Aster I, 377. 378.)

Erstarrt vor Überraschung, und wie gelähmt vor solch gräßlich verheerendem Feuer, stehen die Linien der Soldaten; aber im Anblick der entsetzlichen Verluste müssen sie weichen. Alles droht aus Rand und Band zu gehen. Doch Prinz Eugen hält unerschütterlich, heldenmütig aus und bringt seine Regimenter wieder zum Stehen. Allen voran, beginnen wieder die Preußen wutentbrannt zu stürmen. Trotz Donnern und Krachen und speiendem Feuer schreiten sie vorwärts, und wenn der Boden unter ihren Füßen wiche. Um 1/29 Uhr nehmen sie Wachau wieder im Sturm. Aber entsetzlich sind die Verluste: Blut und Glend, Tod und Vernichtung ringsum. Bald darauf richten jedoch die Franzosen mit neuen Streitmassen einen Stoß gegen das

Dorf; da müssen die heldenmütigen Preußen abermals weichen. Die nun vorrückenden Russen trifft das gleiche Schicksal. Trotz verzweifelter Gegenwehr müssen auch sie das Dorf vor den Legionen Bonapartes räumen. Ein Chaos von verstümmelten, blutigen Menschenleibern hinter sich lassend, ziehen sie sich nach Guldengossa zurück.

Doch weiter wüthet das Schlachtenwetter mit unverminderter Hestigkeit. Als wäre die Hölle entfesselt in ihrer rasendsten Wut, brüllen die Feuerschlünde der Franzosen. Demgegenüber wird das Feuer der Verbündeten immer schwächer — eine Batterie nach der anderen ist bei ihnen zerschmettert worden. Da kommt der Artillerieoberst Galupzow zum Prinzen Eugen geritten und meldet: „Es ist am letzten — bei uns geht alles in Grund und Boden!“ In diesem Augenblicke schlägt mit krachendem Donner eine Stückugel dicht neben dem Prinzen ein. In wildem Chaos stürzt ringsum alles über- und durcheinander. Als sich der Prinz erhebt, sieht er, daß die Kugel sein Pferd getödet, zugleich aber auch das Roß des Obersten zerschmettert und zwei Ordonnanzoffizieren den Leib aufgerissen hat. In diesem furchtbaren Feuer hat der Prinz immer noch soviel Humor, dem Obersten die Antwort zuzurufen: „Sie sehen, wir sind hier auch nicht in Abrahams Schoß!“ Spricht's, wirft sich auf ein anderes Pferd und reitet in die vordere Schlachtlinie.

Während hier um Guldengossa der mörderische Kampf tobt, hat die dritte Sturmkolonne unter Fürst Gortschakow ihren Angriff auf Liebertwolkwiz ausgeführt. Liebertwolkwiz! O, warum hat man am 14. Oktober beim Kampfe gegen dieses Dorf nicht mehr

Kräfte eingesetzt? Damals hätte man vielleicht den noch alleinstehenden Murat erdrückt und das Dorf erobert. Jetzt muß man das Versäumte mit ungeheuren Opfern bezahlen. Alles Anstürmen scheidet an dem verheerenden Feuer der gewaltigen, feindlichen Artillerie. Als Prinz Eugen sich bis Guldengossa zurückziehen muß, kann sich auch Gortschakow vor Liebertwolkwitz nicht halten. Mit entsetzlicher Gewehrfeuer verfolgt ihn der triumphierende Feind auf dem Rückzuge.

Ebenso unglücklich im Angriff ist die vierte Kolonne unter Klenau. Wohl hat sie den Kolmberg zwischen Seifertshain und Liebertwolkwitz erobert und besetzt, aber sie kann sich nicht lange seines Besitzes erfreuen. Sehr bald erkennen die Franzosen die Wichtigkeit dieser Höhe, und Marschall Macdonald rückt mit seinem 11. Korps zur Erstürmung an. Noch hält sich die tapfere Klenausche Schar — aber als von der anderen Seite auch noch Marschall Mortier zum Sturme ansetzt, da ist kein Halten mehr: Klenau muß unter schweren Verlusten den Berg räumen und mit seinen arg gelichteten Truppen bis Fuchshain und Groß-Bösna zurückweichen.

So sind denn alle vier Vorstöße der Kolonnen Wittgensteins von Napoleon abgeschlagen. Es ist Mittag — Tausende der Streiter liegen bereits in Todesschlummer oder Todessweh — und noch ist von den Verbündeten nicht ein Fuß breit Boden gewonnen worden. Die Lage der Alliierten ist verzweifelt. Aber — ist's denn anders möglich? 65 000 Mann gegen eine Übermacht von 100 000! Wo ist der Oberfeldherr Schwarzenberg? Warum ist er nicht hier, wo der Kampf am heißesten tobt? Warum leitet er hier den Gang der

Schlacht nicht selbst? Nach dem Grunde wird man freilich vergeblich fragen. Man hat vom Fürsten Schwarzenberg einmal treffend das Wort gebraucht: „Die Soldaten sagen, er ist ein guter Diplomat, und die Diplomaten sagen, er ist ein guter Soldat.“

Dort drüben in Gaußsch zwischen Pleiße und Floßgraben im „Sumpfwinkel“ hält der Stab des Fürsten Schwarzenberg und beobachtet das Vorgehen der Heerhaufen des General Merveldt. Ist dort in den Sümpfen und Morästen das Zentrum der Schlacht? Ist's zum Heulen oder zum Lachen? Während bei Wachau der Rachen der Hölle sich aufgetan und der Wutkampf in grenzenloser Hestigkeit die Angreifer zu verschlingen droht, hält hier vor den brüchigen Wiesen und Erlengebüschen der moorigen Pleißeniederung der Oberfeldherr und schaut zu, wie sich die 50 000 Mann vergeblich bemühen, die sumpfigen Wiesen zu überschreiten. Warum nicht? Hier erhält er die beste Lektion. Den französischen Stellungen bei Connewitz und Dölig hat das kein Unheil, den Verbündeten aber auch keinen Segen gebracht.

General Merveldt versucht zunächst seine Kolonnen gegen Connewitz zum Angriff vorzuschieben — aber das ist leichter gedacht, als getan. Das regnerische Wetter der vergangenen Tage hat den Wald und die Wiesengründe noch ungangbarer gemacht, als sie ohnehin schon sind. Nur die eine Straße von Gaußsch gen Connewitz läßt sich für die Artillerie benützen. Mühsam arbeiten sich die Regimenter durch den Eichenwald und durch das dichte Unterholz der sumpfigen Niederung. An der Pleiße empfängt sie ein mörderisches Feuer der Franzosen. Die stehen bei Connewitz auf festerem,



Im Schlachtgetümmel.

Stichs.
Londres.
1761.

höherem Ufer, und ihre vorteilhaft aufgefahrenen Kanonen senden Tod und Verderben in die Reihen der Angreifer. Mit Mühe nur gelingt es, ein paar Kanonen in Stellung zu bringen; aber was hilft das gegen einen höher stehenden, gedeckten Feind? Es kommt, wie es kommen muß: der Angriff auf Connewitz wird unter entsetzlichen Verlusten abgeschlagen.

Jetzt versucht Graf Merveldt, den Übergang über die Pleiße eine Viertelstunde oberhalb, bei Löschnig, zu erzwingen. Hier das gleiche Bild — dieselbe unglückliche Lage! Wieder müssen die Österreicher dem verheerenden Kartätschenfeuer des Feindes weichen und den Angriff abbrechen. Aller guten Dinge sind drei: darum versucht es Merveldt nun bei Dölich. Hier entspinnt sich um das Rittergut und um die Mühle des Dorfes ein erbitterter Kampf. Aber ihr Ziel — den Übergang zu erzwingen und dem Heere Napoleons in den Rücken zu fallen — haben die Österreicher nicht erreicht. Der große, strategische Gedanke Schwarzenbergs — die Fama erzählt, Kaiser Alexander habe ihn zuerst gehabt — blieb ein frommer Wunsch. Nutzlos wurden hier so große Streitkräfte an einer Stelle eingesetzt, wo sie sich gar nicht entfalten konnten, — nutzlos Tausende geopfert, während drüben bei Wachau ihre Brüder fast der Übermacht Napoleons erlagen. Eine sonderbare Strategie!

Gegen 12 Uhr mittags kommt plötzlich ein Adjutant des Zaren zu Fürst Schwarzenberg und bringt den Befehl, sofort Verstärkungen auf das rechte Pleißeufer nach Guldengossa zu senden, um eine drohende Niederlage abzuwenden. Wie? steht es dort drüben so schlimm? Der Oberfeldherr hat keine Ahnung. „Muß doch mal

erst sehen, ob dort die Gefahr wirklich so groß ist! Denkt's und schickt zwei Offiziere auf den Kirchturm in Gaußsch. Die kommen nach einiger Zeit entsetzt zurück und berichten, daß sie in der Richtung auf Wachau und Liebertwolkwitz ein furchtbares Schlachtengetümmel gesehen, und daß in der That Wittgensteins Armee in großer Gefahr schwebe. Da geht dem Schlachtenlenker Schwarzenberg endlich ein Licht auf, daß der Schwerpunkt der Völkerschlacht ganz wo anders liegt, als in dem versteckten Winkel des „Sumpfwickels“, und daß er selbst eigentlich dorthin gehört, wo der furchtbare Entscheidungskampf tobt. Sofort sprengt er nun mit seinem Stabe zu Wittgenstein und den verbündeten Monarchen hinüber. Als Hilfsstreitkräfte aber läßt er die Reservetruppen unter dem Prinzen von Hessen-Homburg und die Divisionen Weißenwolf und Bianchi folgen. Die müssen freilich einen weiten Umweg machen — von Gaußsch über Gaschwitz-Deuben, hinter Cröbern über die Pleiße und endlich nach Güldengossa —, sie werden als Helfer kaum mehr in die Schlacht eingreifen können.

Es ist 1 Uhr. Zwischen Wachau und Güldengossa tobt das Schlachtenwetter in gleicher Hestigkeit fort. Umsonst ist alle Tapferkeit der Truppen des Prinzen Eugen. Alle ihre Geschütze sind bereits vom Feuer des Feindes zerschmettert. Jetzt sind sie wehrlos gegen die furchtbare Artillerie Napoleons. Bis in die Ebene weichen sie zurück und halten dort — Gewehr bei Fuß — in mörderischem Geschützfeuer. Eine verzweifelte Lage! Unbegreiflich — staunenswert, daß in diesen fürchterlichen Stunden nicht alles aus Rand und Band gegangen ist! Aber Prinz Eugen hält wie ein Kriegsgott

auf seinem Rosse, und es ist eine Tatsache: an einem Starken richten sich Hunderte von Schwachen und Schwankenden auf. Mitten im feindlichen Feuer reitet er an der Front seiner Krieger entlang: „Haltet aus! Alles muß stehen bleiben! Nicht von der Stelle rühren!“

Und sie halten aus, die unvergleichlichen Krieger. Die ganze Hochfülle von patriotischen Hoffnungen, von Treue und Vaterlandsliebe läßt sie trotz Gefahr und Tod und Schrecken alle ihre Kräfte anspannen bis zum äußersten — ein Heldentum, wie es wohl selten in solchem Schlachtensturm gefunden wird.

Wenn man auch hier auf seiten der verbündeten Krieger sich die unbeschreibliche Tapferkeit erklären kann, so bleibt der erstaunliche Kampfesmut der Franzosen doch ein Rätsel. Die kämpfen doch nicht um Befreiung vom Joche eines Tyrannen, nicht um Rettung ihres armen, zertretenen Vaterlandes, nicht um „Freiheit, Männerwürde, um Treu' und Heiligkeit“ — und dennoch diese Kampfesmut, diese Todesverachtung, dieses Einsetzen auch der letzten Kraft und des letzten Tropfen Blutes! Es muß eine dämonische Macht sein, die diese französischen Kämpfer in das Schlachtengewühl treibt und sie zwingt, sich ungestüm in die tollste Gefahr zu stürzen und sich zu opfern! Gewiß — ein Dämon ist's, die Gottesgeißel der Völker! Da schau hin! — dort auf der Anhöhe bei Wachau hält er, Napoleon, der Schlachtenkaiser! Das ist der furchtbare Mann, der Abgott seiner Soldaten, der seine 100 000 Streiter so im Banne hält, daß sie blindlings seinen Befehlen gehorchen, daß sie ihr Leben einsetzen und stolz darauf sind, für ihn zu sterben. „Ave Caesar, morituri te salutant! — Heil Dir, Cäsar, Dich grüßen, die da sterben!“

Wie aus Stein gemeißelt, sitzt der Kaiser auf seinem Schlachtroß, kühl bis ans Herz hinan, eiserne Ruhe auf seinem wachsblassen Antlitz. Mit durchdringendem Adlerblick überschaut er seine Heeresmassen, dann beobachtet er scharf die Bewegungen der Gegner. Jetzt bemerkt er plötzlich die Schwäche des Zentrums, die verzweifelte Lage der Truppen Eugens bei Guldengossa. Ein triumphierendes, dämonisches Lächeln zuckt über seine harten Gesichtszüge. Ha! Die Erschütterung und Ermattung seiner Gegner muß er ausnützen! Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo er, der Meister in der Schlachtenführung, zum Todesstoße ausholen kann. Ein kurzer Befehl an einen Adjutanten — der fliegt zu Murat hinüber und bringt ihm den Auftrag seines Gebieters: Alle verfügbaren Reitercharen sind bis 3 Uhr zusammenzuraffen und damit das Zentrum des Gegners bei Guldengossa im mächtigen Reiteransturm zu durchbrechen. Lauriston, ein Teil der Garde und Marschall Viktor sollen sich dann in diese Lücke werfen und die Stellung der feindlichen Truppen aufrollen. —

Wahrlich ein furchtbarer Plan, großartig, gewaltig, genial — er zeigt den Schlachtenkaiser auf der Höhe seiner erstaunlichen Kriegskunst.

Dem Befehle gemäß hat Murat gegen 3 Uhr wohl über 8000 Reiter zu seinem Angriff bereit. Mitten im Schlachtengetöse hält plötzlich die Artillerie inne, öffnet ihre Reihen und läßt die Reitergeschwader zum Sturm lauf vor. Wie eine gewaltige Meereswoge brausen die Reitermassen dahin. An der Spitze, weit hin sichtbar, reitet Murat selbst, der Tapferste der Tapfern, und spornt seine Scharen zur rasendsten Hast an.

Erschreckt stehen die Kolonnen Eugens. Sie sehen den drohenden Anprall kommen: den hält ihre auf 3600 Mann zusammengeschmolzene Schar nimmer aus! Dennoch halten sie mutig stand und erwarten die brausende Flut. Da ist sie auch schon! Entsetzlich ist der erste Ansturm. Eine Batterie wird überrannt, die Kanoniere werden niedergehauen; aber mit bewundernswerter Tapferkeit behauptet der Rest seine Stellung. Bis Guldengossa, ja bis zur Höhe des Wachberges sind die feindlichen Reiter heran, alles vor sich niederwerfend. Eine russische schwere Batterie der Garde von zwölf Geschützen, die dem Prinzen Eugen aus der Reserve zu Hilfe geschickt worden war, und noch andere Batterien gehen verloren.

Fürst Schwarzenberg beschwört die auf dem Wachberge haltenden Monarchen, sich vor der drohenden Gefangennahme zu retten. Das Zentrum ist in der Tat durchbrochen. Wenn jetzt die feindliche Infanterie einsetzt, ist die Schlacht verloren. Doch glücklicherweise ist das Fußvolk noch weit zurück — es hat so rasch nicht folgen können. Bevor es anlangt, ist der Ansturm der Reitercharen ermattet und gebrochen.

Jetzt naht den geworfenen Truppen Eugens auch schon kräftige Hilfe. Zar Alexander läßt seine Leibkossaken aussitzen und schickt sie mit einer reitenden Batterie den siegreichen französischen Reitern entgegen. Ein Kartätschenhagel schlägt in deren dichte Scharen ein und bringt Unordnung, Tod und Verderben in ihre Reihen. Dazu erscheint auch die eiligst herbeigerufene russische Kürassier-Division und haut auf die französischen Schwadronen ein. Mann gegen Mann, Schwert gegen Schwert, beginnt jetzt ein entsetzlicher Reiter-

kampf, eine wahre Menschenschlächterei auf beiden Seiten. In wildem Anäuel sieht man Reiter und Pferde sich durcheinanderwälzen. Ein grauenhaftes Bild!

Von den bereits verlorenen 28 Kanonen erobern die Kosaken 24 wieder zurück. Und als nun noch die Verbündeten mit 80 Geschützen ihrer Reserveartillerie einen wahren Geschosshagel in die bereits in einzelne Schwärme aufgelösten französischen Reiter senden, da ist bei denen kein Halten mehr. In wilder Flucht jagen die Trümmer dieser stolzen Reitergeschwader nach Wachau zurück. Der gewaltige „Todesstoß“ Napoleons ist gescheitert.

Siegestrunken aber hält der Kaiser die Schlacht schon für gewonnen. Das Zentrum der Gegner ist ja durchbrochen — der Sieg muß also sicher errungen sein! Ohne das Ende des furchtbaren Reiterkampfes abzuwarten, sendet er einen Siegesboten nach Leipzig. Der reitet mit flatterndem, weißen Tuche in die Stadt ein, verkündet dem König von Sachsen Napoleons Triumph und befiehlt dann auf Anordnung des Kaisers, die Glocken der Stadt zu läuten.

Zu früh, Napoleon! Dein Siegesjubel kommt zu früh! Die Glücksgöttin ist dir nicht mehr so hold wie ehedem! Nur auf einen kurzen Augenblick hat sie dir noch gelächelt, dann entschwand sie und ließ ihrer Schwester, der Nemesis, den Vortritt. Da siehe hin! Deine Gegner, die du geschlagen wähnst, haben die Lücke wieder geschlossen! Jetzt rücken sie sogar wieder vor, und der Kampf um Guldengossa und Wachau entbrennt aufs neue in größter Hestigkeit, bis der hereinbrechende Oktoberabend der grauenvollen, gräßlichen Blutarbeit endlich ein Ende bereitet! —

Welch ein entsetzlich blutgedüngtes Kampfgesilde decken die dunklen Fittiche der Nacht! Zu Tausenden liegen sie da in ihrem Blute, die Kämpfer beider Heere, verstümmelt, vernichtet, gemordet, dahingeopfert um des einen Despoten willen, dessen böser Genius die Völker und ihre Söhne aufeinandergehetzt hat seit Jahrzehnten, um dessentwillen auch hier um Leipzig die Hunderttausende aus allen Ländern herbeigeeilt sind, um sich zu zerfleischen. Ist's nicht wahrhaftig an der Zeit, diesen korsischen Würgengel endlich niederzuschlagen?

Grausig ist die Blutarbeit dieses Tages gewesen. Prinz Eugen ließ allein von seinen 9900 Streitern 6333 Mann tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Und welches war der Erfolg dieses Wutkampfes? Napoleon hatte den kleinen Raum zwischen Wachau und Guldengossa erobert. Im übrigen aber war seine Lage genau noch so, wie zum Beginn des Kampfes. Im großen Halbkreis — von Markkleeberg bis Pösnau — umstanden ihn drohend die Verbündeten und bezogen angesichts seines Heeres die Bivake der Nacht.





VII.

Nach der Schlacht.

Wir müssen, bevor wir zu den Ereignissen des 17. Oktobers übergehen, unsern Blick noch einmal jener Siegesbotschaft zuwenden, die Napoleon von Wachau nach Leipzig gesandt hat, und berichten, wie sie vom König von Sachsen aufgenommen wurde.

Zur selben Stunde, als der Kurier jene vorzeitige Siegeskunde bringt, ist der sächsische Obermilitärarzt Dr. Gräfe im Vorzimmer des Königs und spricht mit dem General von Gerzdorf. Durch den Lärm und die freudige Überraschung aufmerksam geworden, öffnet die Königin die hohe Flügeltür des königlichen Wohnzimmers. Die hohe Frau muß geweint haben. Sie trocknet sich ihre Tränen, indem sie fragt: „Was ist, lieber Gerzdorf?“ „Majestät, soeben ist die Nachricht eingetroffen, daß die Schlacht gewonnen ist!“ Da leuchtet ein Strahl der Freude über ihr bekümmertes Antlitz. In Eile geht sie zum König zurück. Als sie die Tür öffnet, sieht man den König in Uniform am Fenster. Er steht gebeugt und faltet die Hände wie zum Gebet. Großer Gott! in welcher seelischer Niedergeschlagenheit,

Trostlosigkeit und Verzagtheit muß der unglückliche Fürst die langen, bangen Stunden während der Schlacht durchlebt haben! Hing nicht auch von der Entscheidung dieses Kampfes sein Schicksal ab? Er war ja machtlos in die Hand des rücksichtslosen Weltdespoten gegeben, hatte seine Residenz verlassen und ihm wie ein gefangen gehaltener Bürge hierher nach Leipzig folgen müssen! An Napoleons Schlachtenglück hing nun auch das Schicksal seines Hauses und seines armen Sachsenvolkes. Wie mag daher der unglückliche König mit den Seinen zwischen Hangen und Bängen dem Ausgange der Schlacht bei Wachau entgegengeharrt haben! Da trifft endlich die Siegesbotschaft ein! Wie ein schwerer Sorgenstein fällt's da von dem Herzen des hilflosen Königs, und er fährt mit Gemahlin und Tochter in die katholische Kirche, um Gott für die Wendung seines Schicksals zu danken.

Und doch — wie schmerzlich! — das Geläut der Siegesglocken sollte nur ein Grabgeläute stolzer Hoffnungen sein! Napoleon hatte zu früh triumphiert. Sein furchtbarer Reiterangriff hatte die Heerscharen der Verbündeten weder moralisch erschüttern, noch ihnen die Kampfesfreudigkeit rauben können. Anstatt in der Flucht Rettung zu suchen, kamen vielmehr die Bersprengten sofort wieder, und als russische und preussische Garden zu Hilfe herbeieilten, schloß sich die Lücke wieder fester denn früher. Während sich die Dämmer Schatten des Herbstabends auf die blutige Walstatt niedersenkten, befand sich der vermeintliche Sieger wieder in derselben eisernen Umklammerung wie zuvor.

Die Lippen fest aufeinandergepreßt, starr vor sich hinblickend, sitzt der Imperator am Abend in seinem

Zelte, das er sich nach der Schlacht in den ausgetrockneten Teichen bei Meusdorf hat errichten lassen. Eine Welt voll Erbitterung, Groll, Wut, Ärger liegt auf seinem Antlitz, während schwere Gedanken sein Hirn zermartern. O, warum mußte dieser gewaltige Reiterstoß mißlingen! Auf ihn hatte er alle seine Hoffnungen gesetzt! Ach, wenn er nur mehr Streitkräfte zur Verfügung gehabt hätte, um den furchtbaren Angriff zu einem zermalmenden, zerschmetternden zu machen! Wenn er nur Ney's und Marmont's Kolonnen noch hätte hier bei Wachau mit einsetzen können, dann hätte er sicher die Schlachtlinie der Gegner gesprengt, seine ungeheuren Reitermassen wären hinterdreingesaust und hätten die Verbündeten in alle Winde gejagt.

Ja — wenn! Der böse Blücher ist an allem schuld. Der hat seinen ganzen, genialen Schlachtenplan gestört. Mußte er denn gerade so plötzlich auf dem Plane erscheinen? und sich auch sofort an Marmont's Truppen so festbeißen, daß dieser nicht weichen konnte, ja daß er sogar Ney's Scharen zu Hilfe rufen mußte? O, wie er diesen vermaledeiten Blücher haßt!

In diesem Augenblicke tritt ein Adjutant ins Zelt — ein Bote Marmont's. „Wie steht's bei Möckern?“ „Sire! leider nicht gut! Sie waren zu stark — wir sind geschlagen worden.“ Wie? Hat er recht gehört? Geschlagen worden? Auch das noch? Der Schlachtenkaiser versinkt in düsteres Hinbrüten. Jetzt weiß er, daß er vor dem Abgrunde steht. Ach, daß er auf dem ungeheuren Schlachtfelde nicht hatte überall zugleich sein können! Denn wo er selber war, da fesselte sein Dämon noch das Glück an seine Fahnen. Nun ist gerade der wichtigste Punkt, die Schutzwehr im Rücken seines

Heeres, verloren gegangen. Was er bei Wachau gewonnen, das war im Norden Leipzigs doppelt, ja dreifach zugrunde gegangen!

Schweigend sitzt der Kaiser über seinen Karten. Welchen Ausweg wählt er nun, um aus seiner schweren Lage herauszukommen? Wohl will sich sein Imperatorenhochmut noch nicht zu der Einsicht bequemen, daß Marmonts Mißgeschick und Unglück bei Möckern auch den Anfang seiner Niederlage bedeutet; aber soviel weiß er, daß er morgen um den Bestand seiner Macht wird kämpfen müssen.

Da meldet man ihm die Gefangennahme eines österreichischen Generals. Beim Versuche, die Pleiße zwischen Connewitz und Dölibz zu überschreiten, war der gegnerische Anführer, General Merveldt, verwundet und gefangen genommen worden. Wie ein Blitz durchzuckt den Kaiser der Gedanke: Wie? wenn das ein Fingerzeig des Schicksals wäre? Wenn er ihn als Unterhändler zu seinen Gegnern schickte? Vielleicht ließen die sich durch diplomatische Schachzüge bewegen, von einer Entscheidungsschlacht abzusehen! In seinem Kaiserhochmut glaubt er ja immer noch, es in der Hand zu haben, über Krieg oder Frieden entscheiden zu können. Noch wähnt er, soviel dämonischen Einfluß auf seine Gegner auszuüben, daß sie auch jetzt noch — mitten auf blutgetränktem Schlachtfelde und umgeben von einer Viertelmillion Streiter — mit Freuden seine Friedenshand ergreifen würden, wenn er sie nur ausstreckte. Vor allem aber hofft er, daß sich Kaiser Franz im entscheidenden Augenblicke immer noch erinnern werde, er habe die Ehre, Napoleons Schwiegervater zu sein.

Er läßt daher den General, den er von früheren Unterhandlungen in Oesterreich her kennt, um Mitternacht vor sich führen und unterhält sich mit ihm:

„Ihr wolltet mir also eine Schlacht liefern?“

„Ja, Sire!“

„Ihr seid sicherlich im Irrtum über den Betrag meiner Streitkräfte. Wie hoch schätzt Ihr sie?“

„Auf höchstens 120 000 Mann!“

„Ich habe mehr als 200 000, glaube aber, daß ich ebenfalls die Eurigen unterschätze. Wie stark seid Ihr?“

„Mehr als 350 000 Mann!“

„Werdet Ihr mich morgen wieder angreifen?“

„Ich zweifle nicht daran!“

„Dieser Krieg soll also ewig währen? Es wäre Zeit, ihm ein Ende zu machen!“

„Das ist der allgemeine Wunsch, dessen Gewährung während des Prager Kongresses bei Ew. Majestät stand!“

„Man verfuhr dort nicht redlich; man gebrauchte Kniffe gegen mich. Oesterreich hat den rechten Augenblick verpaßt, sich an die Spitze der Angelegenheiten Europas zu schwingen. Wir hätten miteinander den Frieden diktieren können!“

„Und diese gemeinsame Diktatur, so denken wir Oesterreicher, würde damit geendet haben, daß Sie auch Oesterreich das Gesetz diktiert hätten!“

„Es muß aber doch eine Macht für den Frieden wieder das Wort nehmen! Ihr solltet nicht auf Rußland hören. Das steht ganz unter dem Einflusse Englands, und England will keinen Frieden!“

Nach vielem Hin- und Herreden tritt endlich der Kaiser mit seinem Plane hervor. Merveldt soll als

Träger eines Vorschlags für einen Waffenstillstand ins Lager der Monarchen gehen. Als Preis erbietet sich der Kaiser, Deutschland auf der Stelle zu verlassen und sich hinter dem Rheine aufzustellen und dazu einige eroberte Länderbrocken wieder herauszugeben. (Mster I, 479.)

Von seinem Schwiegervater sagt Napoleon: „Unsere politische Verbindung ist zwar zerrissen, aber zwischen Ihrem Herrn und mir besteht eine andere Verbindung, welche unauflöslich ist. Diese ist es, auf welche ich mich verlasse; denn ich werde immer Vertrauen in die Gesinnung meines Schwiegervaters haben. Er ist es, an den ich mich bei allem diesem wende.“ Darauf läßt er dem gefangenen General den Degen wieder zurückgeben und sagt beim Abschiede zu ihm: „Wenn Sie mit beiden Kaisern über den Waffenstillstand sprechen, so zweifle ich nicht, daß die Stimme, welche zu ihren Ohren dringt, beredt sein wird durch die Erinnerungen, welche sie erweckt.“ —

Welch ein Wahn! Welche Selbsttäuschung und Verblendung! Wie kann dieser sonst so klar und kalt denkende Mann auch nur einen Augenblick glauben, daß seine Gegner den „schon erhobenen Arm friedfertig würden sinken lassen, um dem ratlosen Feinde die Katastrophe zu ersparen“? Wie drohend müssen doch die Gewitterwolken über seinem Haupte hängen, daß sich sein Geist zu dieser Unflugheit fortreißen läßt! Verrieth er nicht durch diese Friedensunterhandlungen nur zu deutlich seine Schwäche? Wo bleibt sein Selbstvertrauen auf die Meisterschaft seiner Kriegskunst? Wo ist sein Imperatorenstolz hin, der ihn doch ein Jahrzehnt lang getrieben, wie ein Riese über den Erdball hinzu-

rasen und sich alles untertan zu machen? Jetzt schickt er hin und bittet um Frieden!

Es kommt, wie es nur kommen kann: die Monarchen erkennen sofort aus Merveldts Sendung Napoleons Erschöpfung. Nach kurzer Beratung beschließen sie, Napoleon gar keiner Antwort zu würdigen. Merveldts Sendung ist fehlgeschlagen. Umsonst wartet der Cäsar den ganzen folgenden Tag. Es wird Abend — Merveldt kommt nicht; es wird Nacht — er kommt noch immer nicht. Jetzt bäumt sich Napoleons Stolz auf: Wie? gar keine Antwort? O, das sollen sie bitter bereuen! Furchtbar will er sich an ihnen rächen. Wenn er nur könnte, wie er wollte! Aber — aber — diese furchtbaren Aber! Er sitzt hier wie ein gefangener Löwe in eiserner Umklammerung — kann sich nicht rühren, kann auch keine neuen Streitkräfte heranziehen, während seine Gegner sicher die 24 Stunden des Wartetages am 17. Oktober benützt haben, ihre großen Reserven heranzuführen, um den Ring fester zu schmieden. Es ist für ihn zum Rasendwerden!

Aber, wenn die Verbündeten etwa meinen, ihn nutzlos und verzagt zu sehen, so irren sie gewaltig. Sie wollen also eine große Entscheidungsschlacht mit ihm schlagen? Gut, sie sollen sie haben! Es gilt die Kaiserkrone! Laßt die eisernen Würfel des Schlachtenglückes noch einmal rollen — wer weiß, ob er nicht doch noch einen glücklichen Wurf tut! Auf denn zum Verzweiflungskampfe! Die Welt soll merken und sehen, welche furchtbaren Schläge auch ein verwundeter Löwe mit seinen gewaltigen Pranken noch austheilen kann!

Schwere Rachegeanken brütend, sitzt der Frankenkaiser in seinem Zelte. Ob es nicht noch einmal ge-

länge, der Welt die Sklavenfetten über den Kopf zu werfen? Und wenn er die Hälfte seiner 160 000 Streiter opfern muß — wenn nur seine maßlose Machtbegier und Herrschsucht zum Ziele gelangt! Was gelten ihm hunderttausend Menschenleben? Seinem unbegrenzten Cäsarenhochmuth ist ja auch eine unsagbare Menschenverachtung entsprungen! Er betrachtet die Menschen nicht anders als seine Sklaven, über die er nach Gutdünken verfügen kann. Und mit Hilfe dieser Sklaven will er auch jetzt wieder die anderen unter das Joch beugen.

Ach — er ahnt nicht, daß die Zeit seiner Tyrannei um ist! Seine Mission als Völkergeißel ist erfüllt. Das Schicksal schiebt sich an, Abrechnung mit ihm zu halten.

Während der Kaiser eifrig am neuen Schlachtenplane arbeitet, laufen von den Marschällen die Rapporte ein. Leider ist jeder eine Hiobspost. Fürst Poniatowsky meldet: „Aller Schießbedarf ist verbraucht, und ich besitze nur ungenügende Munition für die zwölfpfündige Batterie, sieben Wagen für die sechspfündigen Batterien und zwei für die fünfzölligen Haubizen. Sämtliche Infanteriepatronen sind verschossen, die Patronentaschen ungefüllt und alle Munitionswagen geleert. Die geringste Verzögerung, welche eine neue Versorgung erleidet, könnte die Truppen einem unvermeidlichen Verluste aussetzen, indem sie nicht soviel mehr haben, um das Gefecht eine Stunde lang aushalten zu können.“ — General Bertrand berichtet: „Von 49 Kanonen bin ich auf 34 herabgekommen. Fast alle unsere Munition ist verbraucht; daher ist es unerläßlich, daß wir noch vor Tagesanbruch neue empfangen. Auch würde mir eine Truppenverstärkung nötig sein, weil

meine Stellung zu ausgedehnt und schwierig ist. Der Feind sucht uns auf beiden Flügeln zu umgehen." — Von Holzhausen rapportiert Marschall Macdonald: „Der Feind steht mir mit 40—50 000 Mann gegenüber und wird meinen linken Flügel, welcher am ausgedehntesten ist, mit beträchtlich überlegenen Streitkräften angreifen.“ — Der bei Mückeln geschlagene Marschall Marmont aber teilt mit, daß er seine geflüchteten Truppen reorganisire, und daß er die ganze schlesische Armee mit mehr als 60 000 Mann Infanterie und 12 000 Reitern vor sich habe, die sich aber mit jedem Augenblick vermehre.

Eine Unglücksbotschaft nach der andern! Jetzt kann sich Napoleon selbst nicht mehr verhehlen, daß seine Lage wahrhaftig nicht beneidenswert ist. Fieberhaft arbeitet er am Morgen des 17. Oktobers an dem Entwurfe eines bis ins kleinste meisterhaft durchdachten Schlachtenplanes. Dazwischen folgen lange Beratungen mit seinem Schwager Murat, mit dem er an den ausgetrockneten Teichen bei Meusdorf entlang spaziert. Wie ernst und düster blickend die beiden dahinschreiten! Man merkt ihnen an, welcher niederdrückenden Einfluß die kritische Lage auf sie ausübt. Fragend, stehend, schauen Offiziere und Mannschaften zu ihnen hinüber. Beginnen auch sie den furchtbaren Ernst der Tatsachen zu erkennen? Schon geht ein eigentümlich dumpfes Raunen durch ihre Reihen. Da raten seine Generale dem Kaiser, entweder sofort den Kampf zu beginnen, oder das Heer aus der Umklammerung der Gegner herauszuziehen und auf einem günstigeren Schlachtfelde den Verbündeten eine Schlacht zu liefern. Und Napoleon? Er

will nicht — er kann nicht. Seine Truppen bedürfen noch zu sehr der Erholung, und vor allem — seine Munition muß ergänzt werden. So oder so — er kann unmöglich noch am 17. Oktober die Offensive ergreifen. Wenn ihn nur seine Gegner nicht zwingen, heute schon wieder das Schwert aus der Scheide zu reißen!

Doch die Verbündeten möchten ihren Truppen ebenfalls die so notwendige Erholung und Ruhe gönnen. Sie verschieben zunächst den Angriff auf den Nachmittag; dann aber, als die Heeressäulen Bennigsens, Colleredos und vor allem die des schwedischen Kronprinzen Bernadotte noch nicht eingetroffen sind, auf den 18. Oktober. Eine kleine Galgenfrist für den eingeschlossenen Korsen!

Doch so ganz ruhig sollte der Sonntag für die Franzosen nicht vergehen. Am Mittag donnern im Norden Leipzigs plötzlich Blüchers Kanonen gegen die feindliche Stellung los. Blücher — dieser unvergleichliche Held, der den festen Entschluß gefaßt hatte, nicht eher zu ruhen, als bis er den korsischen Tyrannen zu Boden gerungen — will dem französischen Heere auch diesen Ruhetag nicht gönnen. Bei Guttrich läßt er durch Langerons Truppen die Stellung der Feinde stürmen. Nach kurzem Scharfschützengefecht räumen die Gegner das Dorf und stellen sich in eine neue Schlachtlinie, die von Gohlis bis Schönfeld hinüberreicht. Während Sackensche Infanterie nun zum Angriff auf Gohlis ansetzt, entspinnt sich auf dem rechten französischen Flügel ein heftiges Reitergefecht. Husaren und Kosaken hauen mit unvergleichlicher Tapferkeit auf die entgegenstehende Reiterei des Herzogs von Padua ein, so daß diese bald in wilder Flucht hinter

ihre Infanterieregimenter zurückjagt. Doch auch hier ist kein Schutz. Das Unglaubliche geschieht: die Verfolger jagen ihnen dorthin nach. Welch eine Kühnheit! Erschreckt, erstaunt sehen die französischen Linien plötzlich die gegnerischen Reiter in ihrem Rücken. Wohl wenden sie sich sofort und feuern auf die Verwegenen, aber die holen sich erst eine Anzahl Gefangene und fünf Geschütze heraus und kehren dann, mit ihrer Beute triumphierend, zu den Ihrigen zurück. Welch ein kühnes Reiterstück! Eine Heldentat, wie sie wohl noch nie in einer Schlacht ausgeführt worden ist!

Auch bei Gohlis wird heiß gestritten. Hier verteidigen polnische Truppen unter Dombrowsky hartnäckig das Dorf gegen alle Sturmangriffe der Scharen Sackens. Angriff und Verteidigung sind einander ebenbürtig. Erst als Yorks Fußtruppen bei Wahren herbeigeholt werden, ziehen sich die Polen durch das Rosental nach Pfaffendorf dicht unter die Mauern Leipzigs zurück.

Noch wogt der Kampf in den späten Nachmittagsstunden, da bringt ein Husarenoffizier aus Schwarzenbergs Hauptquartier die Nachricht, daß der allgemeine Kampf erst am folgenden Tage erneuert werden solle. Graf Stephan Széchenyi ist's — nachmals der „große Ungar“ geheißen — der auf dem kürzesten Wege, also mitten durch die französischen Stellungen hindurch, zu Blücher geritten kommt, um ihm zu sagen, daß er seine Truppen noch schonen und ruhen lasse zur großen Entscheidungsschlacht. Sofort läßt Blücher das Gefecht abbrechen.

Die Nacht senkt sich nieder und verschleiert noch einmal das trübe, düstere Verhängnis, das der Stadt Leipzig und dem französischen Heere droht.

Den ganzen Tag über hat sich der Stadt eine Unruhe, Beklemmung, Beängstigung bemächtigt, ausgelöst durch bange Erwartung und ängstliche Spannung: wer wird's gewinnen, die Franzosen oder die Verbündeten? Ach, mit allen Fasern der hoffenden Seele wünschen sie den Jhrigen den Sieg, um endlich die verhaßten Peiniger loszuwerden! Und wenn Napoleon gewinnt? Ein Schaudern erfaßt ihr Herz. Dann gnade ihnen Gott! Sie kennen ja die rücksichtslose Anmaßung, Willkür, Gewalttätigkeit und die Ausbeutungstaktik der Franzosen: Soldaten, verwundete oder gesunde, müssen auf Kosten d e s Landes ernährt und erhalten werden, wo sie sich befinden. Haben die Feinde diesen Grundsatz nicht seit einem Jahrzehnt in Deutschland so gründlich befolgt, daß aller Wohlstand des unglücklichen Landes vernichtet ist? Was soll nun erst geschehen, wenn Napoleon abermals siegt? Müssen die Greuel-, Schand- und Freveltaten der rohen, brutalen Sieger nicht ins Ungemessene steigen?

Doch auch unter den Franzosen der Stadt herrscht an diesem 17. Oktober eine gedrückte Stimmung. Ahnen sie, daß ihre Stunde gekommen ist? daß der Ausgang des großen Entscheidungskampfes für sie kein günstiger sein werde? Seht doch an, wie sind sie auf einmal so ganz anders geworden! Wo ist ihr großsprecherischer, dünkeltölpelhafter Übermut geblieben? Wie sind die französischen Militärbeamten plötzlich so höflich, so manierlich! Wo sie sonst prozig gefordert, bitten sie jetzt. Ha! selbst der Generalintendant sämtlicher Hospitäler, dieser unverschämt herrische, rücksichtslose *M a r c h a n t*, hat seine Gespreiztheit eingebüßt. Aus freien Stücken kommt er plötzlich zum Rat der Stadt

und bietet Bezahlung an für die Verpflegung der Verwundeten und Kranken. Wie? Haben die Leipziger recht gehört? Was sie jahrelang vergebens von diesem Manne erbeten haben, soll ihnen jetzt auf einmal bewilligt werden? Ja — es ist so, Herr Marchant will so unerwartet die Kosten bestreiten, die der Stadt aus der Errichtung und Unterhaltung der Hospitäler erwachsen. Dabei läßt er so nebenbei durchblicken, daß Napoleons Heer wahrscheinlich Leipzig verlassen werde und daß die Verwundeten zurückgelassen werden müßten.

Ha! Schaut's da heraus? Die Siegeszuversicht der Franzosen muß doch gewaltig herabgestimmt sein, wenn sie sich schon jetzt zu solch einer Sprache bequemen! —

Es ist Sonntag heut, aber von Gottesdienst und Sonntagsgedanken ist in der Stadt keine Rede. Kein Glockenton ruft die Gläubigen zum Sammeln und Trösten in dieser eisernen, schweren Zeit. Die Kirchen sind entweder geschlossen oder in Lazarette oder auch in Munitionslager umgewandelt. Durch die Straßen der Stadt aber dröhnt es und rasselt es, wie wenn der Sturmwind durch die Lüfte braust. Kanonen und Munitionswagen rollen donnernd über das Pflaster, und wie eine Woge die andere vorwärts treibt, so drängen sich die Regimenter durch die Stadt. Dazwischen jagen Adjutanten und Kuriere in wilder Eile durch die Straßen.

Von Norden her dröhnt der Kanonendonner von Blüchers Angriff bei Gohlis und Gutrißsch herein. Mehrere Stückkugeln und Granaten schlagen sogar bis in die Stadt herein. In der Fleischergasse, Nikolaistraße und auf dem Brühl sind bereits einige Häuser stark beschädigt.

Wenn nur wenigstens diese ewigen Requisitionen aufhörten! Aber unaufhörlich erscheinen reitende Boten auf dem Rathause. Der eine verlangt Lebensmittel, der andere Lazarettbedürfnisse, dieser Bettstellen und Strohsäcke für die Verwundeten, jener Pferde zum Transport, ein fünfter Leute und Krankenträger zum Abholen der auf den umliegenden Orten liegenden Verletzten. Es ist zum Verzweifeln! — wer soll all den hundert Wünschen gerecht werden! Und wie könnte das Wenige, das in aller Eile beschafft werden kann, auch nur den geringsten Teil des Bedarfes decken?

Dazu bereits in allen Straßen der Kriegsschrecken in hunderterlei Gestalt! Diese zahllosen Verwundeten mit ihren verstümmelten Leibern, die sich vom Schlachtfelde mühsam selbst bis in die Stadt geschleppt haben! Diese grauenerregenden Bilder menschlichen Jammers und Elends! Wie sie kläglich wimmern und todesmatt und fieberdurchglüht um Aufnahme flehen!

So vergehen in Angst und Schrecken langsam die Stunden des Tages. Wo sind die Bürger, die Einwohner? In ihren Wohnungen, eng beieinander, verstört, erschreckt harren sie der Dinge, die da kommen sollen. Wie hängen sie zwischen Furcht und Hoffnung, und wie klopft ihnen das Herz so bange! Welchen Schrecken und Verheerungen werden sie morgen entgegengehen? Wer weiß, was die hereinbrechende Nacht schon in ihrem dunklen Schoße birgt! In angstvoller Unruhe und banger Sorge durchwachen sie die entsetzliche Nacht.





VIII.

Die Entscheidungsschlacht.

Die Nacht zum 18. Oktober hat Napoleon inmitten seiner alten Garde bei Stötteritz zugebracht. Ob er in seinem Zelte, das zwischen den Bivaks der Soldaten errichtet worden, zu Bett gegangen ist? Wer weiß! An aufregende, schlummerlose Nächte gewöhnt, hat er wahrscheinlich düster und in sich gefehrt, über Schlachtenplänen und Karten hinbrütend, die Stunden der Nacht verbracht.

Um 2 Uhr morgens befiehlt er bereits seinen Regimentern, unter die Waffen treten. Er selbst aber läßt sich einen Wagen kommen, wirft sich still und ermattet hinein und fährt nach Reudnitz hinüber, begleitet von seinem Ordonnanzoffizier, dem sächsischen Oberst von Odeleben. Überall wimmelt es bereits von Truppen und Fuhrwerk. Gegen Süden und Osten hinaus schieben und bewegen sich die Massen: Artillerie, Fußvolk, Reiter und Munitionskolonnen. Ein Getümmel ohnegleichen!

Bei Probstheida lodern mächtige Flammen gen Himmel. Napoleon läßt hier 200 leere Wagen verbrennen. Weithin beleuchtet der glutrote Schein die Bewegungen der Truppen. Mühsam bahnt sich der Wagen des Kaisers seinen Weg durch das Gewühl.

Plötzlich läßt Napoleon halten. Odeleben reitet heran. „Wo stoßen die Straßen von Dschaz und Grimma hier zusammen?“ fragt kurz und scharf der Kaiser und steigt aus, um sich umzuschauen und zurechtzufinden. Odeleben erklärt und zeigt mit der Hand nach der gefragten Richtung; doch undurchdringliches Dunkel deckt die Gegend. Es hatte in der Nacht stark geregnet — kein Stern leuchtet vom Firmament.

Was will der Kaiser mit seiner Frage? Hat er vor, dort den eisernen Ring seiner Umklammerung zu durchbrechen? Oder vermutete er dort die Hauptmacht der herangezogenen feindlichen Streitkräfte? Kein Zug in dem düsteren Gesicht des Schlachtkaisers verrät, welche Gedanken seine Seele beschäftigen.

Nach kurzem Aufenthalte fährt Napoleon weiter bis Reudnitz und steigt vor dem Quartier des Marschall Ney ab. Der liegt noch in tiefem Schlafe. Kaum ist er geweckt, so beraten nun die beiden, was heute alles getan werden soll.

In meisterhafter Weise wird nun die Schlachtaufstellung festgesetzt und dabei angeordnet, alle Heereshaufen näher an Leipzig heranzuziehen und in einem engeren Kreise Armeekorps an Armeekorps dicht aneinanderzureihen, damit sie überall in respektvoller Haltung und Stärke dem Feinde die Stirn bieten können. Von Connewitz an sollen auf Poniatowskys Kolonnen der Reihe nach folgen die Truppen Augereaus, Viktors, Lauristons und Macdonalds. An dessen linken Flügel, nach Norden umbrechend, sollen sich anschließen Marschall Ney selbst mit dem am 17. Oktober früh eingetroffenen Korps des Generals Reynier, und bei Schönfeld die wieder zusammengerafften Truppen Mar-

monts. Im Norden sollen die Scharen des Herzogs von Padua und Dombrowskys Polen die Stellung bis zur Elster halten. Somit wird sich also Napoleons Schlachtlinie in einem Bogen von der Pleiße bis herum zur Parthe und wieder zur Pleiße und Elster ziehen.

Überblickt man das ganze Gelände, auf welchem diese starke Heeresmacht sich hinzieht, und zieht man auch die vorteilhaft aufgestellte Artillerie in Betracht, so muß man sagen, daß sie der großen Kriegskunst und taktischen Umsicht des Schlachtenkaisers ein glänzendes Zeugnis ausstellt, daß er seine Stellungen außerordentlich stark und zur Verteidigung meisterlich aufgebaut hat.

Trotz der ungeheuren Verluste am 16. Oktober verfügt der Kaiser immer noch über eine ansehnliche Heeresmacht. Es werden wohl im ganzen nicht weniger als 160 000 Mann noch auf dem Plane stehen mit etwa 630 Geschützen. Freilich muß man davon etwa 20 000 Streiter in Abzug bringen. Die hat der Kaiser nach Lindenau und Weißenfels senden müssen, damit sie dort die Tore zum Rückzug offen halten. Zum Rückzug? O, großer Napoleon! — mußt du dich wirklich auch mit diesem Gedanken vertraut machen? Wo ist denn nun dein stolzes Wort: „Ich werde mich nur solange schlagen, wie es mir beliebt. Die Verbündeten werden es nie wagen, mich anzugreifen“? Hat die eiserne Notwendigkeit, die nüchterne Wirklichkeit und die Wucht der Tatsachen dich endlich eines anderen belehrt? O Kaiserwahnsinn — deine Zeit ist um! —

Als die Unterredung mit Marschall Ney gegen 5 Uhr früh beendet ist, begibt sich der Kaiser selbst nach Lindenau, um dem General Bertrand den Befehl zu erteilen, im Laufe des Vormittags nach Weißenfels zu

marschieren, um dort die Brücke über die Saale zu besetzen. An seiner Statt soll Mortier mit zwei Divisionen der jungen Garde Lindenau gegen die Österreicher verteidigen. Nun erst kehrt der Kaiser, bald zu Pferde, bald zu Wagen, durch die Vorstädte Leipzigs nach Stötteritz zurück. Hier begibt er sich in das Rittergut und frühstückt bei dem Pächter Schlözig.

Plötzlich erhebt sich von Süden, von Connewitz und Markkleeberg her, heftiger Kanonendonner — die Schlacht hat ihren Anfang genommen, der Weltgerichtstag bei Leipzig hat begonnen.

In sechs gewaltigen Heeressäulen sendet Fürst Schwarzenberg seine etwa 295 000 Mann starke Kriegsmacht mit 1466 Geschützen gegen den Feind vor. Rechts und links von der Pleiße soll der erste Heereshaufen unter dem Prinzen von Hessen-Homburg gegen Lößnig und Connewitz vorgehen. Gegen Wachau, Liebertwolkwitz und weiterhin gegen Probstheida anzustürmen, ist die zweite Kolonne unter dem russischen General Barclay de Tolly bestimmt, während Bennigsen mit dem dritten Truppenkörper gegen Holzhausen und Zweinaundorf anzugreifen hat. Weiterhin, von Osten her, hat Bülow's Heerschar, und daran anschließend, von Taucha her, die Nordarmee unter dem Kronprinzen Bernadotte zum Angriff überzugehen. Als fünfte Kolonne soll Blücher's Truppenmacht von Norden her Leipzig bedrohen. Des Feindes Rückzugslinie bei Lindenau zu verrammeln, ist die Aufgabe der sechsten Heeressäule unter dem General Gylay.

Bernadotte! Da ist er endlich unter den Verbündeten, der große Zauderer! Aber es hat unsägliche Mühe gekostet, ihn schließlich noch in die Reihe der Streiter

heranzuziehen. Bis Breitenfeld war der wankelmütige Heerführer mit seiner Macht am 16. Oktober gekommen, aber dort war er wieder unentschlossen stehen geblieben. Während Blüchers Armee in dem furchtbaren Kampfe mit Marmont alles daransetzen mußte, das Schlachtfeld zu behaupten, stand dieser Gasconner ruhig abseits und schaute gemächlich zu. Es war zum Rasendwerden! Endlich ging den Verbündeten die Geduld aus. Auf Gneisenaus Betreiben eilte der englische Kriegskommissar Sir Charles Stewart von der blutigen Walstatt zu Bernadotte und erklärte ihm rund heraus, falls er für die gemeinsame Sache schlechterdings nichts tun wolle, dürfe er Subsidien Gelder nicht mehr erwarten. Das half. Aber noch immer suchte er sich durch allerlei Ränke und Schwänke dem Kampfe zu entziehen. Zunächst sagte er, er wolle sich mit seiner Nordarmee hinter Blüchers Scharen aufstellen, um dem Schlachtenkaiser in die Flanke zu fallen, wenn derselbe — was höchst wahrscheinlich sei — bei Taucha durchbrechen und über Eilenburg nach Torgau ziehen sollte. Nachher sagte er: „Gut, ich will mich mit meiner Armee in die Lücke bei Taucha stellen und mich dem Anprall Napoleons opfern; aber ich muß dann dazu 30 000 Mann von Blüchers Truppen haben, und Blücher muß sich unter meinen Oberbefehl stellen!“ Unerhörte Zumutung! Inzueheim hoffte er arglistig, Blücher würde auf keinen Fall darauf eingehen, und freute sich bereits, dann einen Grund und Vorwand für sein Fernbleiben vom Schlachtfelde zu haben. Aber siehe da! Blücher willfahrte sofort. Er durchschaute die Hinterlist des Kronprinzen und besaß Edelsinn und Selbstbeherrschung genug, lieber selbst auf die Stellung und

den Ruhm eines obersten Heerführers zu verzichten, wenn er nur damit den heuchlerischen Bernadotte in die Schlachtlinie zwang. Er stellte sich wahrhaftig unter den Oberbefehl dieses unaufrichtigen Gascoigners und trat mit dem Langeronschen Korps zu ihm über. So kam's, daß gerade dieser Heldengreis, die drängende Seele zur Niederwerfung Napoleons, in der entscheidenden Schlacht eine untergeordnete Rolle spielen mußte. Aber trotz alledem ist er in den Kämpfen im Norden Leipzigs an diesem Tage die treibende Kraft gewesen.

Wer nun aber glauben wollte, jetzt hätte Bernadotte mit seinem Heere bei Mockau und Naußsch in die Lücke der Verbündeten einrücken müssen, der kennt den Heuchler noch nicht. Vorerst wollte er mit seiner Armee nach Taucha ziehen und dort die Parthe überschreiten. Während schon die Schlacht begonnen hatte, wollte er erst zwei Stunden rückwärts und dann wieder zwei Stunden von Taucha an vorwärts marschieren. Da fuhr Blücher in hellem Zorn auf: „Nichts da! Das ist Unsinn oder Verrat! Auf diese Weise verliert das Korps den ganzen Tag mit Marschieren, ohne des Feindes ansichtig zu werden. Sagt dem Prinzen, ich werde mit Langerons Truppen die Parthe bei Abtnaundorf überschreiten und dort seine Befehle erwarten. Damit Punktum!“ (Aster I, 479.)

Jetzt zog Bernadotte endlich näher, ließ aber vorsichtigerweise erst zwischen Plaußig und Seegeritz mehrere Brücken über die Parthe schlagen und dann sorgfältig bewachen, um im Falle eines Rückzuges mit seinen Scharen schleunigst Reißaus nehmen zu können. O, großer Bernadotte! dein Anteil an der großen Entscheidungsschlacht hat dir ein seltsam Denkmal gesetzt!

Wenden wir nun unseren Blick dem großen Kampffelde im Süden Leipzigs zu! Schon am Morgen sind die drei Monarchen der Verbündeten auf der Walstatt erschienen. Auf einer Anhöhe bei Guldengossa nehmen sie zunächst Aufstellung und später auf einer zwischen Liebertwolkwitz und Probstheida gelegenen Höhe, die seitdem der Monarchenhügel heißt.

Es ist 8 Uhr. Die Schlacht hat begonnen. Vor Connewitz, Dölich, Dösen ist der Kampf bereits heiß entbrannt. Mit größter Tapferkeit schlagen sich hier die Österreicher und drängen die Franzosen bis vor Connewitz und an den Tonberg zurück. Da sendet Murat, der hier die Linie hält, Boten auf Boten zu Napoleon in das Rittergut zu Stötteritz und bittet um Verstärkung. Auf springt der Kaiser und reitet im gestreckten Galopp nach seinem bedrohten rechten Flügel. Hier stellt er die Schlachtlinie bald wieder her und nimmt dann neben der halbzerstörten Quandtschen Mühle auf dem Tonberge seine Aufstellung. Dasselbst hat er nun den größten Teil des Tages zugebracht und von hier aus die Schlacht geleitet.

Durch zwei Divisionen der jungen Garde verstärkt, werfen nun die Franzosen ihrerseits die Gegner zurück. Besorgt sieht Fürst Schwarzenberg das Zurückfluten seiner Scharen. Rasch läßt er eine Brigade von Gulyan zu Hilfe holen und stellt die Ordnung wieder her. Immer heißer und wütender wird das Kampfgewühl; aber über Dösen hinaus kommen die Österreicher trotz aller Tapferkeit nicht. Genialisch kühn weiß Napoleon alle Angriffe abzuwehren. Um keinen Preis will und darf er sich Connewitz entreißen lassen. Geht dieser Ort verloren, so ist auch das Tor seines Rückzuges ver-

schlossen, daher setzt er hier seine besten Kräfte ein: die Kerntruppen seines Heeres, vorzüglich geführt von den Marschällen Augereau und Dudinot. Und in der That, auch der größte Heldenmut und die unvergleichlichste Ausdauer der Angreifer vermag keinen Schritt an Boden zu gewinnen. Als der Abend dem Wutkampfe ein Ende macht, sind hier die französischen Adler noch unbesiegt.

Während das alles geschieht, tobt auch bei Wachau und Liebertwolkwitz der furchtbare Kampf. Hier stürmen Barclays Truppen an. Vor dem heftigen Sturm Laufe der Scharen Wittgensteins und Kleists ziehen sich die Feinde zunächst bis auf die Höhen westlich von Liebertwolkwitz zurück, werden aber auch hier bald wieder durch heftiges Geschützfeuer vertrieben. Als sie sich zum zweitenmal zwischen der Meusdorfer Ziegelscheune und Probstheida festsetzen, werden sie von den mit Ungestüm nachjagenden Verbündeten bis in das Dorf Probstheida zurückgeworfen.

Jetzt beginnt um den Besitz dieses Ortes ein fürchterliches Ringen — ein Kampf auf Tod und Leben. Hier ist gewiß die Hauptstellung der Franzosen! Wie, wenn es gelänge, das Dorf zu nehmen und damit die Schlachtlinie des Kaisers zu durchbrechen?

Ein verzweifeltes Ringen hebt an. Die Verbündeten setzen alle ihre Kräfte ein; aber auch die Franzosen kämpfen mit einem wahren Löwengrimm. Durch geschickten Aufbau von Gartenzäunen und durch Aufrichtung von Schutzmauern aus Lehm und Steinen haben sie sich aus dem Orte ein wahres Bollwerk gemacht. Stundenlang wüthet nun hier das Schlachtenwetter mit unbeschreiblicher Heftigkeit. Endlich gelingt es den

Stürmenden, die ersten Lehmmauern zu erobern. Schon glauben sie nun, ihr Ziel zu erreichen, da bemerkt Napoleon bei der Tabaksmühle die drohende, große Gefahr. In gestrecktem Galopp sprengt er herbei und schießt die junge Garde gegen die Vordringenden ins Feuer. Dazu befiehlt er Drouots Batterien, wohl gegen 150 Geschütze stark, einen heftigen Kartätschenhagel in die Reihen der Feinde zu senden. Kaltblütig hält dann der Kaiser mitten im feindlichen Feuer: sein finster blickendes Auge verfolgt das Vordringen seiner Garde. Es ist, als peitsche dieser Blick seine Soldaten in den Kampf hinein, daß sie sich mit wahrer Todesverachtung in das Gewühl stürzen und Wunder der Tapferkeit verrichten. Zu großen Haufen türmen sich bereits die Leiber der Gefallenen auf, daß sie auch noch im Tode den Stürmenden den Weg sperren. Endlich müssen die Preußen und Russen weichen — Probstheida ist wieder in den Händen der Franzosen. Alle Anstrengungen der Verbündeten sind umsonst. Obgleich sie Ströme von Blut opfern, sie kommen keinen Schritt vorwärts. Ja — als der Abend sich niedersenkt, sind sie sogar gezwungen, 800 Schritt zurückzugehen, um aus gedeckter Stellung ihr Feuer bis in die Nacht hinein fortsetzen zu können.

So ist auch hier, unter den Augen des Schlachtenkaisers der Ansturm siegreich abgeschlagen. Ist es nicht eigen? Wo er selbst ist mit seinem dämonischen Blick, da bannt er das Glück an seine Fahnen! Wäre das Schicksal des Tages von dem Erfolge der ersten beiden Schwarzenbergischen Heeresäulen abhängig gewesen, wer weiß — vielleicht hätte Napoleon doch noch triumphiert! Aber im Schicksalsbuche ist seine Niederlage be-

schlossen — seine Uhr ist abgelaufen. Die Entscheidung bringen die Erfolge der Sturmangriffe im Osten und Norden von Leipzig.

Während Blüchers Truppenmacht schon am Vormittag den im Norden stehenden Franzosen heftig zugesetzt, kommen Bennigsens Kolonnen von Osten her erst nachmittags 2 Uhr an den Feind. Warum in aller Welt so spät? Das Ausbleiben Bernadottes ist schuld daran! Solange im Nordosten in der Linie der Verbündeten die große Lücke klappt, steht Bennigsens rechte Flanke in Gefahr, von Marschall Ney überflügelt zu werden. Nun aber endlich der Schwedenkronprinz in die Reihe eingerückt ist, hebt auch hier im Osten und Nordosten das große Ringen an.

Besonders heiß wird um die Dörfer Zuckelshausen, Holzhausen und Baalsdorf gestritten. Hier steht der 11. preußischen Brigade unter General v. Zieten die französische Division Marchand gegenüber, gebildet aus hessischen und badischen Truppen: also Deutsche gegen Deutsche. Wahrhaftig — das trostloseste Bild deutscher Zerrissenheit und deutschen Jammers! Zwei Stunden lang bekämpfen sich die deutschen Brüder gegenseitig auf die mörderischste Weise, bis endlich die Marchandsche Division weichen muß. Auch Baalsdorf geht an die Österreicher verloren, und am Abend ist es sogar den Russen gelungen, Zweinaundorf mit Sturm zu nehmen und sich darin festzusetzen. Jetzt — Marschall MacDonald! sieh dich vor! Deine rechte Flanke ist bedroht und ein Keil hineingetrieben zwischen deine Scharen und die deines Waffenbruders Reynier!

Der kann sich selbst kaum seiner Gegner bei Mölkau und Paunsdorf erwehren. Hier steht ihm die öster-

reichische Division des Grafen Bubna gegenüber. Während die russische Infanterie des Generals Paszkewitsch über Zweinaundorf hinaus bis zum Windmühlberge vorrückt und hier die Franzosen in und um Stötteritz in die Flanke nimmt, überflügelt auch das Kosakenkorps des Hetmanns Platon bei Baunsdorf Reyniers Streiter.

Hier steht auf französischer Seite die württembergische leichte Brigade Normanns. Schon längst hatte diesem General die Schmach im Herzen gebrannt, daß er als Deutscher gegen Deutsche kämpfen mußte. Bereits nach der Schlacht bei Möckern hatte er im Beisein französischer Offiziere unverhohlen seinem Ingrimm darüber Ausdruck gegeben, daß es keine Ehre sei, gemeinsam mit den Franzosen zu fechten. Leise hatte er dabei einem Nachbar ins Ohr gesagt: „Sie werden bald etwas Besonderes von mir hören!“ — Jetzt, bei Baunsdorf, ist der Augenblick gekommen, wo er ausführt, was seit langem seine Absicht gewesen. Als seine Truppen allein den stürmenden Kosaken gegenüberstehen, geht er plötzlich mit seinen zwei Regimentern zu den Verbündeten über.

Wenn er gehofft hatte, mit offenen Armen empfangen zu werden, so sieht er sich freilich gründlich getäuscht. Gneisenau läßt ihm sagen: „Auf General Normann haftet der Schandfleck, daß er während des Waffenstillstandes das Lützowsche Freikorps überfallen und niederhauen ließ! Weder er noch ein einziger Mann seiner Brigade soll der Ehre teilhaftig werden, in den Reihen preussischer Krieger zu fechten!“ Still und stumm werden darauf seine Regimenter ins Hintertreffen gestellt.

O, daß war ein Faustschlag in das Gesicht des stolzen Reiterführers! Gebrandmarkt steht er hinter den tapferen Offizieren der Freiheitskämpfer; aber es ist gerecht. Er hat es wahrlich nicht besser verdient. Tief gedemütigt, hat nachmals der General, im Kriege Griechenlands gegen die Türken, seine üble Tat durch einen ehrlichen Soldatentod gesühnt.

Wenden wir uns nun der Nordarmee zu, und erzählen wir, wie Bernadotte endlich in den Kampf eingegriffen! Spät genug war er freilich auf dem Schlachtfelde eingetroffen. Man wird es sicher verstehen, wenn wir berichten müssen, daß er auch jetzt noch nicht die Energie entwickelt hat, die man von ihm und seiner großen Truppenmacht erwarten durfte. Ein Glück, daß sein Unterfeldherr Bülow — einer der Tüchtigsten und Bravsten im ganzen Freiheitskriege — vieles wieder gut machte, was der Zauderer gesündigt.

Mit seinen drei Brigaden, Hessen-Homburg, Borstell und Krafft, greift Bülow am Nachmittag die Stellungen Ney's bei Baunsdorf an. Jubelnd stürzen sich die Preußen in den Kampf, der bald in aller Wut und Hestigkeit entbrennt. In wuchtigem Ansturm werden die Franzosen aus dem Dorfe hinausgedrängt und auf Sellahausen zurückgeworfen. Hier empfangen die Anstürmenden von Solmas Truppen ein fürchterliches Kartätschenfeuer, so daß sie umkehren und, aufgelöst und verfolgt von feindlicher Reiterei, wieder bis Baunsdorf zurück müssen. So vergehen in erbittertem Kampfe einige Stunden. Da kommen endlich den ermatteten Preußen die Russen unter Winzingerode und Woronzow zu Hilfe. Nun können die Franzosen der Übermacht nicht länger standhalten. Als der Abend hereinbricht,

ziehen sie sich zurück, verfolgt bis in die Kohlgärten vor Leipzig. Aber auch hier wären sie, so spät es ist, noch vertrieben worden, wenn nicht Bernadotte in seiner verächtlichen Wankelmütigkeit und Widerwilligkeit seinen Unterführern hindernd in den Arm gefallen wäre.

Als Borstell — hingerissen vom Kampfeifer — seine Truppen weiter vorgehen läßt, ruft ihm Bernadotte zu: „Herr General, Sie werden pünktlich meine Befehle befolgen! Ich weiß, daß Sie und die Herren Preußen es lieben, mir in einem Punkte ungehorsam zu sein, nämlich, statt sich zu verteidigen, vorwärts zu gehen!“ (Vgl. Friccius, Geschichte der Nordarmee.)

Unglaublich — und doch wahr! Herr Gott, wenn man bedenkt, was geworden wäre, wenn es in dieser furchtbaren Entscheidungsschlacht nach dem „Helden“ Bernadotte gegangen wäre! Und was hätte er selbst gemacht, wenn die Preußen nicht so überaus tapfer die Franzosen niedergerungen hätten? Wie ein Hasenfuß hätte er mit samt seinen Schweden Reißaus genommen. Und nun bedenke man: diesem Wichte war der tapfere, kühne, ruhmgekrönte Held Blücher unterstellt! Man könnte heute noch darüber rasend werden.

An der Spitze des Langeronschen Korps rückt Blücher gegen Marmonts und Souhams Truppen vor, die an der Parthe die Linie von Schönfeld bis über Abtnaundorf, Mockau, Neuzsch besetzt halten. Als der Kanonendonner von Probstheida herüberschallt, kann sich der Heldengreis nicht länger halten. Er schreitet zum Angriff, weil er befürchtet, die Franzosen hier auf der Nordseite könnten den größten Teil ihrer Streitkräfte der bedrängten Armee auf der Südseite zu Hilfe

senden. Das will und muß er um jeden Preis zu verhindern suchen.

Es ist 10 Uhr, als er den Feind anzugreifen befehlt. Gar bald hat er ihn bis auf Schönfeld zurückgeworfen und läßt ihn eben durch General Krafft mit seinen Reitern verfolgen, da bietet sich plötzlich ein unerwartetes Schauspiel dar. „In schöner Rüstung und ruhiger Ordnung“ — so schreibt ein Augenzeuge — „rückt eine Schar fremder Kavallerie auf uns zu, die wir, ohne von Truppen in der Nähe umgeben zu sein, ruhig erwarten. Ohne Zweifel ist der Feldherr von ihrer Ankunft unterrichtet. Es ist sächsische Kavallerie — ein Husaren- und ein Ulanenregiment, die sich vom Feinde getrennt haben und zu uns übergehen. Wunderbar und seltsam, echt dramatisch ist dieser Auftritt. Die Reiter halten in unserer Nähe still. Der Anführer nähert sich unserem Feldherrn, der ihn in würdiger Haltung erwartet. Sie hätten, versichert der sächsische Offizier, lange den Augenblick erharret, in welchem sie sich aus der unnatürlichen Lage herausreißen könnten, die sie zwingt, gegen ihr eigenes Volk zu kämpfen; jetzt erst sei es ihnen gelungen. Doch bäten sie um Schonung, sie wünschten nicht, in dieser Schlacht zu kämpfen. Blücher redet sie kurz, aber freundlich an, gewährt ihre Bitte, und es wird ihnen darauf eine Stellung hinter dem fechtenden Heere angewiesen.“

Vor Schönfeld kommt es bald darauf zu einem heftigen Kampfe. Mit aller Zähigkeit sucht Marschall Ney dieses Dorf zu halten. Als kriegskundiger Feldherr weiß er nur zu gut, welche verderbliche Folgen der Verlust dieses nördlichen Bollwerkes für Napoleons Armee

haben muß. In aller Eile zieht er daher Verstärkung von Leipzig heran. Kaum hat dies Blücher mit seinem Falkenauge erkannt, so befiehlt er sofort dem General Sacken, einen Scheinangriff auf das Hallesche Thor von Leipzig zu unternehmen und Miene zu machen, sich der Stadt Leipzig zu bemächtigen. Das hilft. Die französischen Hilfstruppen machen halt und kehren um.

Um 3 Uhr nachmittags beginnt nun der Sturm des Langeronschen Korps auf Schönfeld selbst. Ein erbittertes Ringen, ein wütendes Morden beginnt. Wohl nirgends auf dem ganzen weiten Schlachtfelde wird mit solcher Wut gekämpft, wie hier um den Besitz von Schönfeld. Blücher selbst hält am Eingange des Dorfes und feuert seine Truppen mit unaufhörlichem: „Vorwärts, Kinder! Vorwärts!“ zu äußerster Kraftanstrengung an. Achtmal wird das Dorf erobert, und achtmal geht es wieder verloren. Auch die Franzosen kämpfen mit unglaublicher Erbitterung. Insbesondere halten die Marinetruppen das Dorf mit eiserner Hand fest und lassen sich eher in Stücke hauen, als daß sie weichen. Wie mit Tigergrimm fallen die Streiter einander an und zerfleischen sich erbarmungslos. In namenloser Wut wird von den Franzosen jeder Fuß breit Erde, jede Mauer, jedes Haus verteidigt; aber mit derselben Wut wird auch der Angriff stundenlang fortgesetzt. Ein Augenzeuge berichtet: „Das Toben und Schreien der Soldaten, der Lärm des Geschütz- und Gewehrfeuers, das Einschlagen und Springen der Granaten und übrigen Geschosse, das Gewinsel und der Hilferuf der Verwundeten und der vom zusammenstürzenden Kirchturm halb Verschütteten, sowie das Geheul der Fliehenden war graufig. Der Rauch, Staub und Dampf ver-

dunkelte den Tag, daß niemand mehr wußte, in welcher Tageszeit er lebte." (Aster II, 184.)

Endlich müssen aber doch die Franzosen weichen. Schönfeld ist dauernd im Besitz der Verbündeten. Entsetzlich sind die Verluste in diesem grauenvollen Ringen. Zu Tausenden liegen die Streiter in Todesweh und Todesschlummer. Langerons Truppen allein haben über 4000 Mann verloren.

Wenden wir uns nun dem äußersten rechten Flügel der Streitmacht der Verbündeten zu. Hier ist der Kolonne Yorks auch nicht der Anteil an der Blutarbeit des Tages erspart geblieben. Bei Gohlis, dem Rosental und den Vorstädten Leipzigs stehen sie der tapferen Division Dombrowskys und Teilen des Marmontschen Korps gegenüber. Nach heftigem Sturmangriffe fällt endlich Pfaffendorf in Yorks Hände. Als der Kampf sich nun bis an das Rosentaler Tor hinzieht, gerät das in der Nähe liegende, französische Lazarett in Brand.

Großer Gott, es ist oben und unten voll von Schwerverwundeten! Sie alle — gegen 300 — finden einen grausigen Tod in den Flammen. Herzerreißend, markerschütternd gelst das Jammergeschrei der Unglücklichen herüber. Ist denn niemand, der sich ihrer erbarmt? Nein! Wer kann sich in diesem Schlachtensturm bis zur Unglücksstätte wagen? Mit Grausen müssen Leipzigs Bürger von fern mit ansehen, wie die Flammen des Gebäudes immer weitergreifen und die armen Unglücklichen bei lebendigem Leibe verbrennen. Das Wehegeheul der Sterbenden übertönt sogar den Donner der Geschütze. Nach und nach verstummt endlich das Schmerzgeschrei — der gräßliche Feuertod hat seine

Opfer verschlungen. Wahrlich — von allen furchtbaren Ereignissen des schrecklichen Tages ist dies das grau-
sigste!

Bevor der Erzähler den Kampf des letzten Korps der Verbündeten, das des Generals Ghyulan, bei Lindenau erzählt, muß er noch einmal auf den Kampfplatz bei Paunsdorf, Sellerhausen und Volkmarzdorf zurück-
kehren. Hier gingen plötzlich gegen 3 Uhr nachmittags die auf dem rechten Flügel Rheins stehenden *Sachsen* über.

Welch ein Ereignis! War's recht von den Sachsen? Vom militärischen Standpunkte aus wohl nicht; denn in der Schlacht zum Gegner überzugehen, heißt fahnen-
flüchtig werden und seine Treue brechen. Aber nach menschlicher Auffassung ist's gewiß eine Ausnahmetat von moralischer Wichtigkeit. Man denke sich nur hin-
ein in die Lage der armen, sächsischen Soldaten! Waren sie nicht durch die traurigen Verhältnisse des Rhein-
bundes schon jahrelang gezwungen gewesen, unter den französischen Fahnen gegen ihre eigenen, deutschen Brüder zu kämpfen? Wußten sie nicht, daß ihr ehr-
würdiger König ganz in der Gewalt des Zwingherrn Napoleon war? Er konnte ja gar nicht frei handeln, konnte nichts für sein Land und seine Soldaten tun, als zusehen und abwarten, was das Schicksal in seinem Schoße bergen werde. Und wie sah es in dem armen, unglücklichen, niedergetretenen Sachsenlande aus! War es nicht von den Franzosen, seinen vermeintlichen Freunden, selber ausgezogen worden bis aufs Blut? Und für diese Fremdlinge, die wie Bluthunde in ihrem armen Vaterlande gehaust hatten, sollten sie kämpfen? Es war eine Schmach! Ihren Peinigern sollten sie

helfen, daß deren Macht in Deutschland bestehen bliebe? O, dieses Jammers und dieses Elends! Wie Feuer brannte ihnen die Schande im Herzen, hier gegen ihre deutschen Brüder das Schwert ziehen zu müssen. Jetzt, am Tage der großen Entscheidungsschlacht, wollten sie die französischen Sklavenketten von sich werfen und ihre Waffen lieber für des Vaterlandes Befreiung tragen.

Schon gegen Mittag begab sich eine Abordnung der sächsischen Offiziere zum kommandierenden General v. Beschau: Er solle seine Genehmigung zum Übertritt erteilen. Der erbleicht. Nichts da! Wie soll er, der eher stirbe, als dem Befehle des Königs untreu zu werden, seine Zustimmung zu solch einer unerhörten Tat geben? Nimmermehr! Da trifft plötzlich die Nachricht vom Übertritt der beiden Reiterregimenter zu Blüchers Armee ein. Jetzt ist auch hier bei der Infanterie und Artillerie kein Halten mehr. Gedrängt von den Verhältnissen, sendet nun Beschau einen Boten nach Leipzig zum König. Als er zurückkommt, bringt er einen mit Bleistift beschriebenen Zettel mit: „Gerade jetzt muß jeder brave Sachse mit erhöhter Anstrengung für das Wohl des Vaterlandes und die Sache des Königs kämpfen.“ General v. Gerzdorf hat ihn geschrieben. Was meint er mit seinen zweideutigen Worten? Gewiß nichts anderes, als was auch Beschau glaubt, nämlich, treu zu bleiben dem einmal gegebenen Worte. Die sächsischen Offiziere aber meinen, die Worte sagen zweifellos: Für das Wohl des Vaterlandes und für die fast schon verlorene Sache ihres Königs sei es vorteilhaft, nicht länger bei der Armee Napoleons auszuhalten. So ist denn der Übertritt eine beschlossene Sache. Alle erklären sich dafür, nur 50 Mann bleiben bei Beschau.

Im letzten Augenblick erhält der General noch die Antwort seines Königs: „Herr Generalleutnant v. Zeschau! Ich habe stets Vertrauen in meine Truppen gesetzt und tue es in dem gegenwärtigen Augenblicke mehr als jemals. Die Anhänglichkeit an meine Person können mir solche nur durch Erfüllung ihrer Pflichten beweisen, und ich bin von Ihnen gewärtig, daß Sie alles anwenden werden, um selbige dazu anzuhalten. Hiermit bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme. Leipzig, den 18. Oktober 1813. Friedrich August.“

Was nun? Es ist zu spät! In dem günstigen Augenblicke, als eben rechts von den Sachsen keine französischen Truppen stehen, fährt die vor der Brigade Brause stehende gesamte sächsische Artillerie mit ihren noch 19 brauchbaren Geschützen in raschem Trabe zu den Österreichern hinüber. Ihr folgen im Sturmschritt die beiden Brigaden Rhyffel und Brause. Doch drüben zur Linken — die französische Division Durutte — bemerkt die Fahnenflucht ihrer Nachbarn. In Wut darüber sendet sie den Abtrünnigen als freundschaftlichen Abschiedsgruß einige scharfe Kartätschensalven nach. Glücklicherweise ist die Entfernung bereits zu groß. Die Schüsse verwunden nur wenige Mann im Bataillon von Steindel. Doch auch die französische Kavallerie will die Sachsen nicht abziehen lassen, ohne sich bei ihnen noch besonders zu empfehlen. In sausendem Galopp kommen sie, den Pallasch schwingend, nachgesprengt. Leider werden sie in der Ausübung ihres geplanten Liebesdienstes durch ein paar scharf entgegenkommende Kosakenregimenter abgehalten. Daß doch diese russischen Barbaren gar nicht französische Dankbarkeit und Galanterie ersehen können!

Bei den Verbündeten werden die 3000 Sachsen freundlich aufgenommen. Man stellt sie in der Reserve auf; ihre Artillerie findet sofort im Kampfe gegen die Franzosen Verwendung.

Und General v. Zeschau? Was bleibt ihm anderes übrig, als mit seinen übriggebliebenen 50 Mann nach Leipzig zu reiten und dem Könige Bericht zu erstatten? Welch eine niederschmetternde Botschaft für den unglücklichen Fürsten! Wie ein Blitzstrahl in dunkler Nacht, so wirft dieser Übertritt seiner Truppen ein grolles Licht auf die wahre Lage der Dinge. Durch seine ständige französische Umgebung ist er ja immer über die Gesinnung seiner Soldaten und seines Volkes getäuscht worden. Jetzt sieht er plötzlich den Unwillen und die Unzufriedenheit, das Mißbehagen und den Mißmut seines Volkes mit der Fremdherrschaft des Korsen. Und das alles jetzt erst, als das Schicksal Napoleons Glücksrade zerbricht und ihn selbst an den Rand des Abgrundes bringt!

Als man dem Schlachtenkaiser die Kunde von dem Übertritt der Sachsen und Württemberger überbringt, wird sein bleiches Gesicht noch um einen Schein blässer. Hat sich denn heute alles gegen ihn verschworen? Er will und muß die Wahrheit solange als möglich geheimhalten. Soll die Hiobspost etwa den bereits bedenklich erschütterten Kampfesmut seiner Soldaten noch mehr niederdrücken? Er läßt sofort einige Abteilungen der alten Garde in die Lücke an Neys rechtem Flügel einrücken und begibt sich dann wieder zur Tabaksmühle zurück.

Das Wogen, Wetteren und Wüten des mörderischen Kampfes geht unterdessen voran, und Feuer und Ber-

heerung, Jammer und Glend auch. Ein verzweifeltes Ringen auf beiden Seiten! Aber allmählich neigt sich doch die Schale des Sieges den Verbündeten zu. Unter dem Donnern und Krachen der 2000 Geschütze schlägt jetzt die Stunde der Niederlage und der unerbittlichen Vergeltung für den Weltdespoten.

Als die Nacht herniedersinkt und dem Wutkampfe ein Ziel setzt, da weiß Napoleon, daß er das hohe, eiserne Spiel verloren hat.





IX.

Betrachtungen.

Um Napoleons Entschlüsse und Maßnahmen für den folgenden Tag zu verstehen, müssen wir noch des Kampfes gedenken, den der österreichische General Ghulay im Westen von Leipzig — bei Lindenau — zu bestehen hatte.

Mit der Energie dieses Führers war es freilich übel genug bestellt. Rechnet man dazu noch seine glänzende militärische Unfähigkeit und seine geringe Truppenzahl, so hat man die Erklärung dafür, daß er geschlagen wurde. In der That — geschlagen! Während alle die übrigen Heeresäulen der Verbündeten rund auf dem Leipziger Schlachtfelde mit unerhörter Heldenhaftigkeit kämpften und Erfolge gegen die Franzosen errangen, wurden hier bei Lindenau die Österreicher unter Ghulay aufs Haupt geschlagen. Warum in aller Welt hat man hier nicht einen anderen General und eine größere Truppenmacht hingesandt? Besaßen die Verbündeten am 18. Oktober nicht noch gegen 100 000 Krieger, die noch gar nicht am Kampfe teilgenommen hatten, und die sich sehnten, gleiche Lorbeeren, wie ihre Waffenbrüder, zu ernten? Warum hat man einen Teil davon

nicht von Anfang an nach Lindenau kommandiert? Konnte Fürst Schwarzenberg die Bedeutung und die Wichtigkeit dieses Punktes im Rücken Napoleons nicht? Konnte er hier nicht dem geschlagenen Cäsar die Tore der Flucht verrammeln lassen? Napoleons Niederlage wäre damit zu einer vernichtenden geworden.

Man steht vor einem Rätsel. War es schon ein Fehlgriff, den unfähigen Gylay an diesen wichtigen Punkt zu stellen, so war es geradezu übel angebracht, ihm noch von seinen Truppen 6 Bataillone und 12 Schwadronen zu nehmen — sie wurden, wie bekannt, zur Unterstützung nach Connewitz gesandt —, ohne ihm Ersatz zu gewähren.

Jetzt hatte Gylay nur etwa 15 000 Mann zur Verfügung. Mit diesen Streitern — richtig eingesetzt und trefflich geleitet — hätte sich unter Umständen wenigstens noch etwas ausrichten lassen. Aber ihr Führer war ein Mann der Halbheiten. Er zögerte und zauderte und brachte es zu keinem Angriff. Später hat Gylay zu seiner Entschuldigung angeführt, Fürst Schwarzenberg habe ihm nur den Befehl gegeben, die Franzosen zu beobachten und sich im Notfalle auf Pöggau zurückzuziehen.

In der That, Fürst Schwarzenberg hat sich auch selbst im Siege noch nicht der ungeheuren Scheu entziehen können, die ihm sein großer Gegner eingeflößt. Nachmals hat er darüber geäußert: „Man hat nicht Truppen genug gehabt, um die Ausgänge stark genug zu besetzen; auch ist es nicht immer ratsam, einen Feind, der noch Kraft hat, zur Verzweiflung zu bringen!“ Gewiß! „Die Rückzüge großer Feldherren gleichen stets dem Weggehen eines verwundeten Löwen.“ Und doch! —

man denke einmal, was hätte ein Napoleon, ein Friedrich der Große an Stelle von Schwarzenberg getan?

Erzählen wir nun den Verlauf des Kampfes bei Lindenau!

Bis 10 Uhr vormittags hat Gulyan noch keine Anstalten zum Angriff gemacht. Da werden plötzlich die Rollen vertauscht: er wird selbst heftig von den Franzosen angegriffen und muß sich verteidigen. Während General Bertrand sich zum Abzuge nach Weißenfels bereit macht, hat Mortier den Oberbefehl über die Franzosen bei Lindenau übernommen. Der greift mit seinen zwei Divisionen der jungen Garde so plötzlich und ungestüm an, daß er die Österreicher in wilder Flucht vor sich hertreibt über Plagwitz nach Klein-Zschocher und zuletzt auch noch über Groß-Zschocher hinaus. 696 Mann und 180 Offiziere lassen die geschlagenen Österreicher in den Händen der Sieger zurück.

Jetzt ist die Straße nach Weißenfels für Bertrand frei. Ungehindert und ungestört zieht zunächst die Reiterei, dann das Fußvolk mit der Artillerie und zuletzt der lange Wagentroß mit allem Gepäck die Heeresstraße dahin. So ist also das Tor für Napoleons Rückzug gesprengt, der Paß von Lindenau weit geöffnet. —

Kehren wir nun zu den Verbündeten, auf die Südseite des Kampffeldes bei Leipzig, zurück! Auf dem Monarchenhügel halten die drei Fürsten, Kaiser Alexander, Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm. Als der Abend sich niedersenkt und der Kampf sich seinem Ende zuneigt, kommen von allen Seiten die Boten und melden die errungenen Vorteile ihrer Streit-scharen. Nur von Connewitz und Probstheida her ist keine Siegesbotschaft zu vermelden, wenn auch die helden-

mütigen Kämpfer keinen Schritt gewichen sind. Dafür sind die Erfolge der Nord- und Ostarmeen um so entscheidender. Immer deutlicher wird es den Monarchen hier auf dem Hügel zur Gewißheit, daß die Blutarbeit des Tages doch als herrliche Frucht den endlichen Sieg über den „unüberwindlichen“ Schlachtenkaiser zeitigen werde. Und wenn der hereinbrechende Abend dem furchtbaren Ringen ein Ziel setzt, so haben sie doch die Genugtuung und Hoffnung, daß morgen das Werk der Niederwerfung Napoleons vollendet wird.

So halten denn — umgeben von ihren Stäben — die drei Herrscher, hoch zu Roß, auf dem Monarchenhügel und verfolgen gespannt den zu Ende gehenden Kampf — für den Beschauer ein eigenartig welt-historisches Bild. Noch tobt vorn der blutige Völkerstreit, noch wütet der Schlachtensturm, als entluden sich ein Duzend Gewitter. Der ganze Horizont ist in Rauch- und Dampfwolken gehüllt. In allen Ortschaften rings um Leipzig wütet Feuer und Verheerung. Überall Jammer und Elend und gräßliche Zerstörung. Wenn der Abendwind das dunkle Rauchgewölk zerreißt, sieht man weit da vorn die Türme von Leipzig, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne färben die wallenden Rauchschwaden purpurrot. Welch ein Bild! Gleich großartig an Eigenart und Furchtbarkeit!

Ergriffen von der Wucht des Eindrucks, sind die drei Monarchen verstummt. Was doch in diesen Augenblicken das Herz des preußischen Königs bewegt haben mag! Ob nicht bei dem Anblick des blutgetränkten Walgesildes die Erinnerung an all das Elend, all den Jammer heraufsteigt, den jener Tyrann dort — Napoleon — über sein Preußen, ja über ganz Deutschland



König Friedrich Wilhelm III.

Steb.
Lennings-
Bibl.

gebracht hat? Ob er der unzähligen Demütigungen gedachte, die der Korse ihm, seiner Familie, seiner unvergeßlichen Luise zugesügt? Jetzt bricht unter den Donnerschlägen des Gerichtstages die Tyrannenmacht dieses Völkerquälers zusammen, und die letzten Abendstrahlen leuchten über die besiegten Scharen seiner Kriegsmacht. Endlich — endlich! Nach sieben qualvollen Jahren fallen die Sklavenketten Deutschlands! O, daß seine teure Luise diesen Tag noch erlebt hätte! O, daß sie die jubelnde Botschaft vom Siege der Leipziger Schlacht vernehmen könnte!

Schon sinkt die Nacht hernieder — der Preußenkönig hält immer noch unbeweglich an der Seite seines Freundes, des Zaren Alexander. [Der österreichische Kaiser hatte sich bereits um 6 Uhr nach Rötha zurückbegeben.] Da versammelt Fürst Schwarzenberg seine Unterfeldherren auf diesem Monarchenhügel und gibt ihnen die Befehle für die Angriffe am nächsten Tage. In fünf Kolonnen — so lauten sie — wird morgen bei Tagesanbruch in Schlachtordnung angetreten und der Sturm erneuert, um die Niederlage Napoleons zu einer vollständigen zu machen.

In fünf Kolonnen? Wo bleibt die sechste zum Angriff gegen Lindenau und auf die Fluchtlinie des geschlagenen Cäsars? Fürst Schwarzenberg hat darauf keine Antwort. Konnte er nicht, oder wollte er nicht? Wollte er seine schönen und starken Reservetruppen noch schonen? Gedachte er sie vielleicht vor Leipzig besser verwenden zu können? Oder waren gar diplomatische Bedenken dabei im Spiele?

Man hat nachmals gesagt, es habe gar nicht in der Absicht des österreichischen Kaisers gelegen, seinen

Schwiegerohn gänzlich zu vernichten, als vielmehr, ihn nur aus Deutschland zu vertreiben. Man fürchtete den wachsenden Einfluß Rußlands, wenn Frankreichs Macht sank. Schwarzenberg habe daher dem besiegten Napoleon eine goldene Brücke bauen wollen.

Wie dem auch sei, jedenfalls hat Fürst Schwarzenberg die Beunruhigung und Verfolgung des geschlagenen Feindes allzu lässig betrieben. Anders Blücher. Schon am Abend hat er den General York mit seinem Armeekorps in einem Nachtmarsche nach Merseburg abgesandt, damit er sich morgen dem fliehenden Heere der Franzosen an die Fersen hefte. In einem Schreiben bittet dann Blücher, ihm für den folgenden Tag 20 000 Reiter zur Verfügung zu stellen. Damit will er dem Feinde überall zuvorkommen und ihn auf seinem Rückzuge aufreiben.

Auch Kaiser Alexander ist für eine energischere Ausnützung des Leipziger Sieges. Er meint, jetzt könne man zur Vernichtung des geschlagenen Imperators mehr tun, als später vielleicht in vielen neuen Schlachten. Daher will er, daß preußische und russische Garden und Grenadiere sofort abmarschieren, bei Pegau über die Elster gehen und dem fliehenden Feinde in die Flanke fallen.

Und Schwarzenberg? Alles, was er zu tun verspricht, ist, den „tapferen“ Feldherrn Gylay mit seiner geschlagenen Armeeabteilung und die Truppen des Generals v. Thielmann nach Pegau zu senden. Dazu will er allenfalls noch das Kosakenkorps des Hetmanns Platow nach Zwenkau schicken, damit es von dort aus den Abzug des Feindes beunruhige. Doch Platow ist nachmals gar nicht dazu gekommen.

Der sächsische Oberst Aſter hat ſpäter treffend geurteilt: „Hätte Blücher in dieſen Tagen der Leipziger Schlacht das Oberkommando geführt, ſo dürfte Napoleon ſchon damals das Schickſal erreicht haben, welches ihm 1815 nach der Schlacht bei Belle-Alliance widerfuhr, und es wären dadurch vielen Völkern und Ländern unendlich ſchwere Leiden, Verluſte und Verwüſtungen erſpart worden, weil man es hier in der Hand hatte, den Krieg mit einem Schlage zu beendigen.“

Gewiß! Blücher hätte an Stelle von Schwarzenberg ſicherlich ſchon die Erfolge des Kampftages am 18. Oktober zu einem entſcheidenderen und ausſchlaggebenderen zu geſtalteten gewußt. Man ſehe doch, welche Fehler in Schwarzenbergs Führung gemacht worden ſind! Nirgends eine Übereinstimmung der verſchiedenen Angriffskolonnen, nirgends einheitliche, gegenseitige Hilfe und Unterſtützung. Ein Truppenkörper wartet immer die Ankuft und den Angriff des anderen ab, ſo daß der eine frühmorgens, der andere vormittags um 10, der dritte mittags, einer nachmittags um 2 Uhr und der Kronprinz gar erſt nachmittags um 4 Uhr in den Kampf eingreift. Sei, wie hätte Blücher die ungeheure Streitmacht der verbündeten Heere zuſammengerafft, um mit einem wuchtigen, vernichtenden Schlage über die Franzoſen herzufallen!

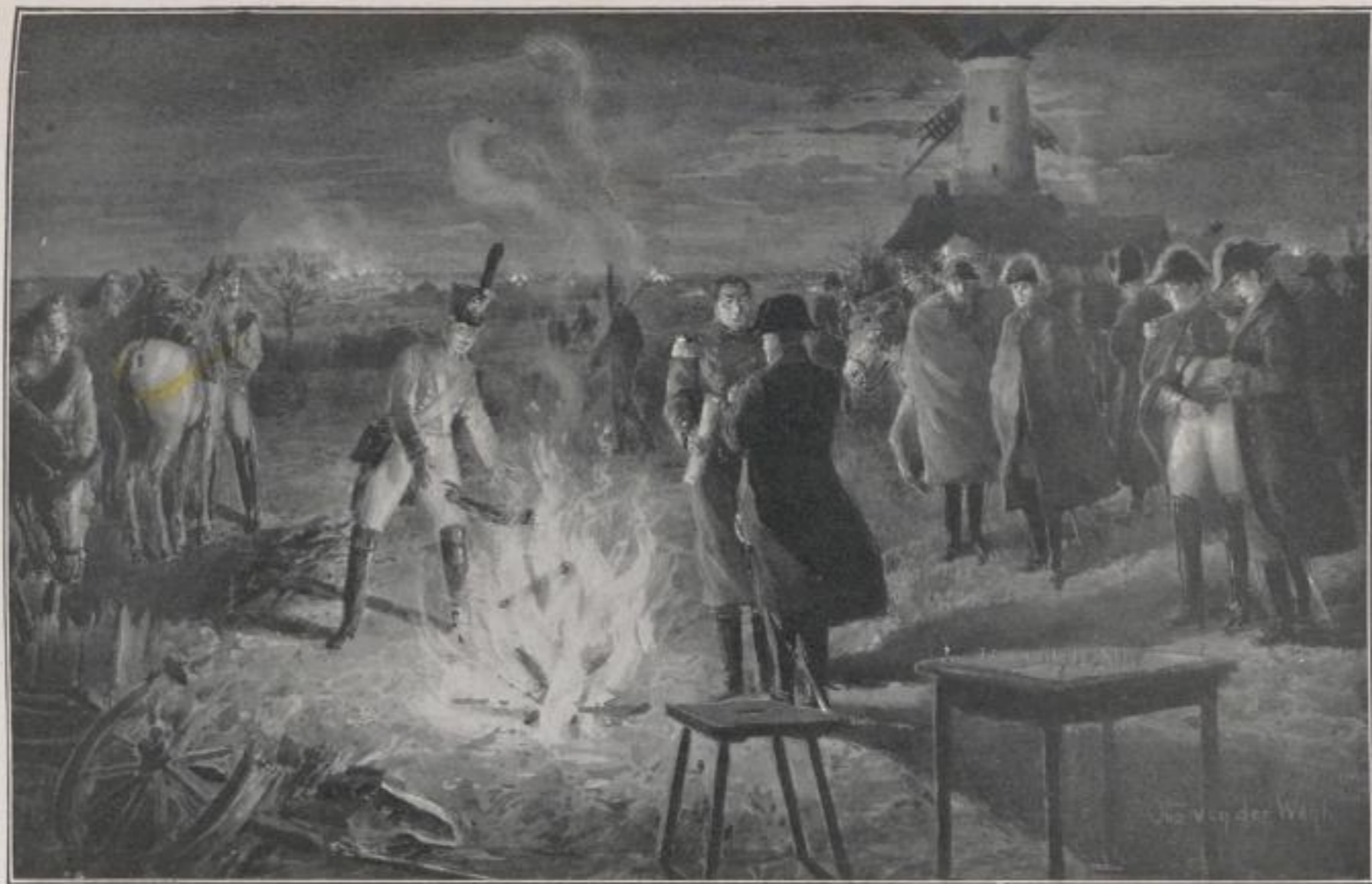
Selbſt auf gegneriſcher Seite hat man ſich gewundert, daß es den Verbündeten trotz ihrer gewaltigen Übermacht nicht gelungen iſt, irgendwo Napoleons Schlachtlinie zu durchbrechen. Des Kaiſers Ordnonanzoffizier, Oberſt v. Odeleben, tadelt es, daß man nicht alles darangefezt hat, die franzöſiſche Stellung bei Probstheida zu durchbrechen, in die Lücke raſch Reiterei

hineinzuworfen und dann die feindliche Schlachtordnung rechts und links aufzurollen.

Nichts von alledem. So kam's, wie es kommen mußte: durch Schwarzenbergs Zauderpolitik ward dem Herrschertraum Napoleons noch eine Gnadenfrist gewährt.

Sehen wir uns nun nach dem Imperator um! Der weilt noch immer bei der Tabaksmühle. Seit 5 Uhr ist sein Schwager Murat bei ihm. Es müssen unerquickliche Dinge sein, über die die beiden reden. Finster starrt der Kaiser zu Boden. Durch die einlaufenden Unglücksbotschaften wird es ihm immer unzweifelhafter, daß sich hier bei Leipzig sein Geschick erfüllen wird. Haben die Verbündeten heute schon im Norden und Osten seine Streitkräfte weit zurückgedrängt, was muß erst morgen geschehen, wenn sie einheitlicher und zusammenhängender seine Schlachtlinie stürmen? Diese erdrückende Übermacht! Was bedeuten den Verbündeten die entsetzlichen Verluste des Tages! Sie können sie mit Leichtigkeit ersetzen — er die seinen nicht!

Schlimmer noch wiegt die Meldung der Artilleriegenerale Sorbier und Dulauloi: es seien nur noch 16 000 Geschützpatronen vorhanden, die reichten kaum zur Unterhaltung eines zweistündigen Kampfes. 250 000 Stückkugeln sind von den Franzosen in den drei Kampftagen bisher verbraucht worden. Jetzt ist der ungeheure Vorrat auf die Meige gegangen. Rechnet man dazu den Mangel an Lebensmitteln, der sich immer fühlbarer macht, und wohl auch noch die moralische Erschütterung des Heeres, so sind das für Napoleon schwerwiegende Gründe genug, von einer längeren Behauptung des Leipziger Schlachtfeldes abzusehen.



Napoleon vor der Tabaksmühle.

Am Abend des 18. Oktober 1813.



Selbst sein wahnsinniger Cäsarenhochmut kann sich nun dem Gefühle und der Erkenntnis einer erlittenen Niederlage nicht mehr entziehen.

Wer hätte das geglaubt! Der größte Meister der Feldherrnkunst — besiegt! Man hat darum nachmals die Stelle, wo sich Napoleon das erstemal in seinem Leben für geschlagen erklären und seinen Rückzug anordnen mußte, mit einem Denkstein bezeichnet.

Als die Nacht hereinbricht und der Geschützdonner allmählich verstummt, gibt er die Befehle zum Rückzuge. Dann läßt er neben seinem Feldtische, auf dem die Karten ausgebreitet liegen, ein Wachtfeuer anzünden. Kaum aber lodern die Flammen auf, da kommt zischend eine Stückugel und schlägt eine halbe Elle vor den Füßen des Kaisers in die Erde. Vom Luftdruck wird das schwache Feuer fast verlöscht. In Eile schafft Gabler, des Kaisers beigegebener Leipziger Führer, Stroh und Reisig herbei. Bevor er jedoch heran ist, schlägt eine zweite Kugel mitten ins Wachtfeuer und löscht es völlig aus. Der Kaiser bleibt ruhig und betrachtet sinnend die Kugel. Dachte er etwa daran, daß, wie hier das Feuer, heute durch das Schlachtenwetter auch der glänzende Ruhmeschein seines Feldherrnlebens auslöscht? Er befiehlt, das Feuer nicht mehr anzuzünden.

Von der nahen Straße, die von Probstheida nach Leipzig führt, tönt bereits das Getöse der zurückziehenden Regimenter herüber, ringsum aber lodern in der weiten Schlachtenebene Tausende von Wachtfeuern auf. Währenddessen hat sich der Kaiser auf einem hölzernen Sessel niedergelassen, den man ihm gebracht. Ermüdet von der schlaflosen Nacht und den Anstrengungen und

Aufregungen des Tages, schläft der geschlagene Cäsar sofort ein. „Seine Hände ruhten“ — so erzählt der Augenzeuge v. Odeleben — „nachlässig gefaltet im Schoße; er glich in diesen Augenblicken jedem anderen, unter der Last des Mißgeschickes erliegenden Menschenkinde.“

In düsterem Schweigen umstehen ihn seine Generale. Keiner wagt es, ihn zu wecken. An einem Seitengewehrfeuer steht Marschall Berthier und diktiert einigen Adjutanten ins einzelne eingehende Befehle zum Rückzuge. Plötzlich erwacht der Kaiser, blickt verwundert um sich, als käme ihm erst nach und nach das Bewußtsein seiner Lage. Da sieht er den sächsischen Ordnonanzoffizier v. Odeleben. Rasch ruft er ihn heran und befiehlt ihm, zum König von Sachsen zu reiten und ihm zu sagen, daß er ihn nicht besuchen könne. Dann bricht er auf und verläßt mit Murat seinen Standort an der Mühle.

Schweigend reiten die beiden durch das Gewühl der zurückflutenden Truppen. In der Grimmaischen Vorstadt ist jedoch das Gedränge so beängstigend, daß Gabler den Kaiser auf einem Umwege — am Spitalteiche vorbei, durch die Johannisgasse — auf den Koßplatz führen muß. Im Hotel „Zum König von Preußen“ — welch eine Ironie des Schicksals — nimmt Napoleon Quartier, während Murat das Haus daneben bezieht.

Jetzt könnte der Kaiser sich niederlegen und ausruhen von aller Mühseligkeit des schrecklichen Tages aber er darf nicht ruhen; die Stunden sind zu kostbar — es steht ja zu viel auf dem Spiele! Um sein geschlagenes Heer vor dem Untergange zu retten,

muß er diese Nacht noch für den Rückzug möglichst klar ausgearbeitete Anordnungen geben. Darum — was gilt jetzt Ruhe und Schlaf! — Mit dem Herzog von Bassano, mit Berthier und mit Caulaincourt arbeitet Napoleon die Nacht hindurch bis in die frühen Morgenstunden und diktiert die nötigen Befehle für den nächsten Tag; dann erst gönnt er sich ein wenig Schlaf. —

Welch eine fürchterliche Nacht für die Stadt Leipzig! Nach den Schrecknissen des Schlachtentages nun diese Schreckensnacht! Schon während der Kampfstunden sind sie zu Tausenden hereingewankt oder hereingeschleppt worden, die blutigen Opfer der Schlacht. Alle Lazarette der Stadt, alle Häuser der Vorstädte sind mit Verwundeten angefüllt. Aber noch immer kein Ende. Immer größer, immer grauenvoller wird der Zuzug. Wo sie alle unterbringen? Jetzt werden in Eile Schuppen, Scheunen, Ställe hergerichtet — ja, als der Abend des Schreckentages sich niedersenkt, liegen Verwundete sogar auf den Straßen unter Tor-
eingängen, an Häusern, unter Bretterdächern — es ist ja nicht mehr möglich, allen diesen unglücklichen Opfern napoleonscher Machtgier und Missethat eine Unterkunft zu gewähren! Horch, wie sie draußen bitten, flehen, stöhnen, wimmern — so kläglich, so herzzerreißend: de l'eau, de l'eau! Wasser! Wasser! Ach, es ist ja undenkbar, allen das Labjal zu reichen! Da besinnen sich einige Bürger, den Unglücklichen einen Apfel oder eine Birne zu reichen — doch, was ist das Tröpflein unter so viele?

Und welche Schreckensbilder unter den Verwundeten in den Häusern! Wie die armen, verstümmelten Menschen frieren und zittern an allen Gliedern! Ach, viele

sind bereits dem Tode geweihte Opfer! Wer weiß, wie viele auch draußen unter den Verwundeten auf den Straßen und auf dem Schlachtfelde noch in dieser Nacht den Todeskampf unter entsetzlichen Qualen auskämpfen werden! Fürwahr eine Schreckensnacht!

Blutrot leuchtet ringsum der Himmel. Von zwölf Orten schlagen die Flammen auf und erleuchten weit hin die Nacht. Es brennen Marktleeberg, Lößnig, Dölich, Wachau, Probstheida, Meusdorf, Holzhausen, Zweinaundorf, Paunsdorf, der Heiterblick, Sellaerhausen und Schönfeld. Wie mag es dort draußen auf der blutstarrenden Walstatt aussehen? Noch deckt die Nacht mit ihren dunklen Fittichen die Greuel des Elends und der Verwüstung.

Und in der Stadt, welch ein Getümmel die ganze Nacht hindurch! Alle Straßen sind überschwemmt von Soldaten, die bereits auf dem Rückzuge sind. Alles flutet nach Westen: Kavallerie, Artillerie, Fußvolk in buntem Gewimmel durcheinander — dazu die schier endlosen Wagenreihen: Gepäckwagen, Munitionskarren, Equipagen aller Art, Marktenderwagen und zuletzt gar Viehherden.

Siehe da! jetzt beginnen auch die französischen Beamten der Stadtkommandantur und der militärischen Bureaus den Staub von den Füßen zu schütteln. Nun ihr Herr und Meister das hohe Spiel verloren hat, müssen auch sie weichen — sie, die Blutsauger, die Quäler und Bedränger der armen Bevölkerung in Stadt und Land. Die meisten dieser flüchtenden Beamten haben aus Furcht, erkannt zu werden, ihre Uniform abgelegt und Zivillleider angezogen. Sind sie nicht so recht das verkörperte Bild elender, nieder-



Friedrich August I. der Gerechte
der erste König von Sachsen.

Sächs.
Landes-
Bibl.

trächtiger Menschen: in den Tagen der Macht unerträglich hochmütig, unverschämt rücksichtslos und gewissenlos hartherzig, in den Tagen des Unglücks aber sofort memmenhaft mutlos, fassungslös furchtsam und schlotternd feige. Und diese Art von Menschen hat unser armes, unglückliches Volk sieben lange Jahre hindurch geknechtet bis aufs Blut! Großer Gott im Himmel, dir sei ewig Lob und Dank, daß uns endlich die Stunde der Befreiung geschlagen!

Wir müssen, bevor wir zu den Ereignissen des nächsten Tages übergehen, noch erzählen, wie es dem Könige von Sachsen am 18. Oktober ergangen ist. Welch entsetzlich bange Stunden mag der unglückliche Fürst während der Schlacht durchlebt haben! Den ganzen Tag über verließ er das Thomäsche Haus am Markte nicht. Als von Blüchers Kampfe dicht vom Halleschen Tore her einige Granaten in die Stadt geworfen wurden, traf auch ein Geschöß das Nachbarhaus des Königs. Auf Vorstellungen seines Gefolges begab sich der Fürst mit seiner Familie in das Gewölbe des Kaufmanns Störner im Erdgeschoß. Nachdem sich der Kampf wieder weiter entfernt hatte, kehrte er in seine Zimmer im ersten Stock zurück. Hier empfing er vom General v. Zeschau jene Meldung von dem Übertritt seiner Truppen zu den Verbündeten. Bedauernd fügte der General hinzu, daß er nur 50 Getreue vom Schlachtfelde zurückbringe. Gesaßt antwortete der König: „Desto größer ist der Wert derer, die treu geblieben!“

Fast unglaublich klingt es, was Generaladjutant v. Bose erzählt. Aster (II, 228) berichtet darüber, daß die Franzosen noch spät am Abend des 18. Oktobers

den König hinsichtlich des Ausgangs des Kampfes mit leeren Hoffnungen hinzuhalten gesucht haben. Noch um 8 Uhr abends sandte der Herzog von Bassano einen Offizier mit der Nachricht zum König, der Sieg der Franzosen sei außer Zweifel, die Verbündeten müßten unfehlbar in der Nacht noch den Rückzug antreten.

Erst durch Zeschau und später durch Bosc selbst wurde der getäuschte König über den wahren Stand der Verhältnisse aufgeklärt. Noch um 9 Uhr abends berichtete v. Bosc seine Beobachtungen, die er von der Sternwarte aus gemacht hatte. Er erzählte, wie nahe die Heere der Verbündeten vor Leipzig ständen und wie Napoleon das ganze Schlachtfeld geräumt und seine Truppen dicht an die Stadt herangezogen habe. Jetzt wußte der arme, unglückliche Fürst, woran er war: daß man ihn schmähslich getäuscht hatte und daß er sich in einer furchtbaren Lage befand. Unter wieviel Betrübniß und Befürchtung mag die beklagenswerte Königsfamilie die lange Nacht zugebracht haben! Wer weiß, welch schweres, trübes Verhängniß die Zukunft auch für sie in ihrem dunklen Schoße birgt!





X.

Der Sturm auf Leipzig.

Raum graut der Morgen des 19. Oktobers, da sieht man überall, innerhalb und außerhalb Leipzigs die deutlichen Spuren des Rückzuges und der völligen Niederlage der Franzosen. Schon beginnt aber auch draußen in den Vorstädten die Kanonade: die Verbündeten schicken sich an, die Stadt zu stürmen.

Zwischen 8 und 9 Uhr verläßt Napoleon sein Quartier und steigt mit Murat zu Pferde. Den Marschällen Macdonald und Poniatowsky wird die Ehre zuteil, mit ihren Heereshaufen der abziehenden Armee den Rücken zu decken — eine gefährliche Ehre. „Fürst“, sagt Napoleon zu dem tapferen Polen, „Sie müssen die südlichen Vorstädte verteidigen!“ — „Ach, Sire!“ antwortet jener, „mir sind nur wenige Leute übrig geblieben!“ — „Aber wollen Sie sie mit denen verteidigen, die Sie haben!“ — „Zweifle Ew. Majestät nicht, daß wir uns gut halten werden; wir sind immer bereit, für Ew. Majestät Dienst zu sterben!“ Das war der Abschied Napoleons von diesem wackeren und anhänglichen Fürsten, dem er vor wenig Tagen erst, nach der Schlacht bei Wachau, den Marschallstab erteilt hatte. Sie kamen nie wieder in dieser Welt zusammen. (Walter Scott.)

Es ist 9 Uhr. Immer näher dringt der Kanonendonner von Osten her auf Leipzig ein. Jetzt begibt sich der Kaiser zum König von Sachsen, um Abschied zu nehmen. Mit großer Förmlichkeit führt der König seinen „erhabenen Beschützer“ in das Erkerzimmer, wo sich die Königin und die Prinzessin Auguste befinden. Wohl eine Stunde lang währt die Unterredung. Was der Imperator gesagt? Es wird erzählt, er habe, zwischen dem König und der Königin stehend, lebhaft auf sie eingeredet und dabei dem Könige geraten, entweder ihm zu folgen, oder mit den Verbündeten in Unterhandlung zu treten und mit ihnen Frieden zu schließen, so gut es gehen mag. Während des Gesprächs habe sich der sonst so kaltblütige Napoleon immerfort den Schweiß von der Stirn gewischt. Ergriffen von der Wucht der Ereignisse, habe die Königin geweint und sich die Tränen getrocknet, der König aber habe, ruhig und starr vor sich hinschauend, neben dem geschlagenen Kaiser gestanden. Als das Kampfgetöse aus den Vorstädten immer näher gedrungen, habe ihn die königliche Familie gebeten, sich nicht länger der persönlichen Gefahr auszusetzen. Darauf soll Napoleon erwidert haben: „Ich wollte Sie nicht eher verlassen, als bis der Feind in der Stadt ist; denn ich war Ihnen diesen Beweis der Ergebenheit schuldig. Aber ich sehe, daß meine Anwesenheit nur Ihre Besorgnis vermehrt. Ich bestehe deshalb nicht darauf, länger zu bleiben. Ich sage Ihnen daher mein Lebewohl. Was immer geschehen möge, Frankreich wird die Schuld der Freundschaft zahlen, welche mir Ihnen gegenüber obliegt.“ (Nach französischem Bericht.)

Als der Kaiser wieder zu Pferde steigt, findet er auf dem Markte die sächsische Garde aufgestellt. Indem

er an ihrer Front entlangreitet, ruft er ihnen als Lebewohl zu: „Adieu, braves Saxons!“ Dann reitet er, geführt vom Postillon Gabler, in sich gekehrt, quer über den Markt, über die Hainstraße nach dem Kanstädter Tore. Dort kann er nicht weiter. In unbeschreiblichem Gewirr sind hier die Rückzugskolonnen mit ihren Geschützen, Pulverwagen und Gepäckkarren durcheinandergestoßen und haben das enge Tor versperret. In großem Bogen führt nun Gabler den Kaiser mit seinem Gefolge nach der Promenade, am Schlosse vorüber auf den Kanstädter Steinweg. Unterwegs wird das Gefolge immer größer. Eine Menge Offiziere haben sich ihm angeschlossen, um bei dieser Gelegenheit leichter aus der Stadt zu kommen. Welch ein Gewühl unterwegs! Unaufhörlich hört man höhere und niedere Offiziere vor dem Kaiser herrufen: „Place, place! pour l'empereur!“ Platz, Platz! für den Kaiser! „Einzeln mußte er und sein Gefolge — so erzählt v. Odeleben — an der Seite des Gewühles sich fortwinden. Munitionswagen, Marktender, Gendarme, Kanonen, Vieh, Weiber, Grenadiere, Reiter — gesunde, verwundete und sterbende — alles häufte sich in unsagbarem Gewirr so eng zusammengepreßt, daß kaum an ein Fortkommen, noch weniger an eine Gegenwehr zu denken war.“

Ach, daß Schwarzenberg nicht auf Blüchers Vorschlag eingegangen ist! Wenn jetzt dieser Haudegen mit 20 000 Reitern hier hätte hereinbrechen können! Wohl nicht einer der Feinde wäre entkommen; denn der Durchgang des äußeren Kanstädter Tores nach Lindenau zu, den doch alle durchschreiten mußten, ist so eng, daß neben einem Wagen kaum ein paar Fußgänger Platz haben.

Langsam reitet Napoleon unter seinen fliehenden Truppen hin. Was wohl sein Herz in diesen Augenblicken empfinden mag? Die Augenbrauen finster zusammengezogen, gleitet sein Blick kalt, teilnahmslos über das traurige Wirrsal seines geschlagenen Heeres. Kein Schatten von einem In sichgehen, keine Spur von einer Gewissensregung! Er, den doch die Wucht der Frage hätte zu Boden drücken müssen: Was hast du aus den Tausenden von armen Menschen gemacht, die du in die Schlacht gehehrt hast? reitet unempfindlich, herzlos an all den Elenden und Verwundeten vorüber, die hilflos am Wege liegen.

Ist es ein Wunder, daß dem geschlagenen, gewissenlosen Despoten manches derbe Wort, ja Fluchwort, namentlich aus den Reihen der Rheinbundtruppen nachgeschleudert wird? Ein Soldat der badischen Infanterie ruft ganz laut, als eben der Kaiser vorüberreitet: „Ach, Gottlob! nu muß er auskragen!“ Napoleon hört diesen Ruf, scheint auch Berthier darüber zu fragen, aber das Gedränge der Flüchtigen reißt ihn weiter fort. Auch so mancher Leipziger Bürger, der zum Fenster hinaus den flüchtenden Kaiser gesehen, hat den Stoßseufzer getan: „O, daß wir ihn zum letztenmal in unserem Leben sähen!“

In Lindenau läßt Napoleon die arg durcheinandergematene Armee haltmachen und ordnen. Die Infanterie setzt die Gewehre zusammen, und die Kavallerie muß abziehen. Er selbst begibt sich in die Mühle. Hier diktiert er ein Schreiben an Macdonald, um ihm noch einmal ans Herz zu legen, solange als nur irgend möglich Leipzig zu behaupten, damit die Armee zum Rückzuge Zeit und Deckung erhalte. Kaum



Napoleons flucht am 19. Oktober 1815.

Sächs.
Landes-
Bibl.

ist der Bote mit dem Briefe abgesandt, da löst sich bei Napoleon die geistige Spannung, unter der er bis jetzt gestanden — die Natur fordert ihre Rechte. In höchster Ermüdung fällt der Kaiser in einen tiefen Schlaf. Wie tot liegt er auf dem Bett und erwacht auch nicht, als die Armee ihre Flucht fortsetzt und das laute Getöse der vorüberflutenden Massen bis in die Mühle dringt! —

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nun den Verbündeten zu und erzählen, wie sich ihre Heeressäulen am Morgen des 19. Octobers zum Sturm auf Leipzig anschicken. Trotz aller Nachrichten über den bereits eingeleiteten Rückzug der Franzosen hat Fürst Schwarzenberg immer noch nicht die volle Siegeszuversicht. Sein Armeebefehl lautet: Sämtliche Armeekorps stehen beim Morgenrauen bereit und erneuern die Schlacht. Im Falle eines feindlichen Rückzuges rücken sie in fünf Kolonnen konzentrisch gegen Leipzig vor und stürmen die Stadt; denn erst nach Einnahme der Stadt ist der Sieg als entschieden zu betrachten.“

Gegen 8 Uhr morgens rücken die Verbündeten vor. Aber siehe da! — wo ist auf einmal das Hauptheer der Franzosen geblieben? Nur schwache Truppen halten die Orte Connewitz, Probstheida, Stötteritz, Volkmarzdorf besetzt, und nur schwache Reserven stehen bei Zweinaundorf und bei der Windmühle. In kurzer Zeit sind die geringen Streitkräfte verjagt und die Orte erobert. Dabei fallen viele Franzosen den Verbündeten in die Hände.

Als General Kleist durch Probstheida kommt, bemerkt er, daß der Feind seine Verwundeten in dem brennenden Dorfe zurückgelassen und der hilflosesten Lage preis-

gegeben hat. Herzerreißend erschallt das Wehegeschrei der Unglücklichen aus den brennenden Häusern. Entrüstet über die Schonungslosigkeit der Franzosen, erbarmt sich der menschenfreundliche General der bedauernswerten Opfer. Durch ein Bataillon Preußen läßt er die Verwundeten aus den brennenden Häusern tragen und ihnen, soweit möglich, ärztliche Hilfe angedeihen. Wahrlich! — wiegt diese That der erbarmenden Menschenliebe nicht in der göttlichen Wage der Gerechtigkeit, wo unser menschliches Tun nach seinem Werte gewogen wird, nicht tausendmal mehr, als eine kriegerische Ruhmestat?

Darauf nimmt der Vormarsch gegen Leipzig seinen Fortgang. Etwa gegen 9 Uhr ist der Feind bis in die Vorstädte zurückgedrängt. Hier haben die französischen Truppen schon seit Morgenrauen alle Gärten, Häuser und Stadtmauern zur Verteidigung hergerichtet. Sie sind ja Meister darin durch die lange Übung der letzten Kriegsjahre. Jeder Bretterzaun, jede Hecke, jede Lehm- oder Gartenmauer wird durch Verpalisadierung zu einer kleinen Bastion umgewandelt. In die Stadtmauern vor dem Grimmaischen Tore, sowie in die Mauern des Johannesfriedhofes sind Schießscharten gehauen, und in alle Zugänge zu den Straßen sind Batterien oder einzelne Geschütze aufgeföhren. Sie zu erstürmen, wird den Verbündeten noch unsäglich viel Blut kosten.

Jeder Kolonne hat Fürst Schwarzenberg ein bestimmtes Tor zu stürmen angewiesen. Colloredos Truppen sollen von der Bornaer Straße her das Peters- tor und das Pleißentor — also die Südseite der Stadt — angreifen; die polnische Armee unter Barclay

muß von der Colditzer Straße aus gegen das Sandtor und das Windmühlentor vorgehen. Gegen das Hospitator zu stürmen, ist Bennigsen ausersehen, während das Grimmaische und das Hintertor von der Nordarmee bezwungen werden soll. Das Ziel der schlesischen Armee unter Blücher ist das Hallesche Tor.

Eben soll der gemeinsame Ansturm beginnen, da treffen bei den Verbündeten zwei Abordnungen ein, die um Schonung für die Stadt bitten sollen. Napoleon selbst hatte vor seiner Flucht noch den Magistrat von Leipzig veranlaßt, diesen Schritt zu unternehmen. War's Mitleid mit der schönen Stadt? Gewiß nicht; denn das Wort Mitleid kannte dieser Tyrann nicht. Jedenfalls hat er durch diese Art von Verhandlungen Zeit für den Abzug seiner Armee gewinnen wollen. Der Magistrat hat getan, wie ihm befohlen worden.

In Eile hat er zwei Schreiben angefertigt; das eine war an den Fürsten Schwarzenberg und das andere an den Kronprinzen von Schweden gerichtet. Zur ersten Deputation hat man den Senator Gehler und den Handelsdeputierten Köhler ausersehen. Ihnen beigegeben waren der Landsteuereinnehmer Wichmann, ein französischer Offizier und ein Trompeter. Die zweite Abordnung bestand aus dem Senator Groß und dem Handlungsdeputierten Dufour, die ebenfalls einen Dolmetscher, den Ratsaufwärter Müller, einen Offizier und einen Trompeter als Begleiter erhalten hat.

Leider hat die Abfassung der beiden Schreiben sehr viel Zeit gekostet. Draußen hat der Kampf bereits mit Heftigkeit eingesetzt. Als die beiden Abordnungen über die französische Linie hinauskommen, können sie nicht mehr hindurch. Zu spät — der Sturm hat bereits be-

gonnen. Trotz des Kampfgetöses versuchen es nun die beiden Dolmetscher, sich allein durchzuschlagen, und siehe da! es gelingt. Der Ratsdiener Müller kommt glücklich bis in die Gegend zwischen Möckern und Gutrizsch und wird dort zu Blücher geführt. Nachdem er seinen Brief abgegeben, fragt ihn der Feldherr über die in der Stadt noch befindlichen Franzosen aus. Müller ist ganz verblüfft. Darüber weiß er ja selbst nichts Bestimmtes. In seiner Verlegenheit gibt er eine ganz unbedeutende Zahl an. Als der Bote entlassen ist, setzt nun Blücher, erfreut über seine erhaltene Nachricht, sofort zu einem energischen Sturm auf das Gerbertor an. Doch welche Überraschung! Jenseits der Parthe und im Löhrschen Garten steht zahlreiche französische Artillerie, die die Angreifer mit einem geradezu vernichtenden Feuer überschüttet. Unter entsetzlichen Verlusten müssen sich die Anstürmenden wieder zurückziehen. Blücher ist in hellem Zorn. Er meint nicht anders, als daß er durch einen französischen Spion irregeführt worden sei. Na warte, mein Müller! Kriegen wir dich, wirst du mit dem Tode bestraft! Und in der That — Blücher hat nach der Einnahme von Leipzig nach dem Ratsdiener Müller suchen lassen — doch glücklicherweise hat man ihn nicht gefunden.

Interessanter hat sich das Erlebnis Wichmanns zugegetragen. Er berichtet darüber in seinem Tagebuche:

„Als ich vor Connewitz bei den Vorposten der Oesterreicher ankam, ward mir ein Tuch vor die Augen gebunden. Meine Begleiter führten mich nun zunächst zum König von Preußen, der wohl in der Gegend zwischen Probstheida und Dösen hielt. ‚Sie kommen von Leipzig?‘ fragte er. Ich bejahte. ‚Sind Sie ein



Kaiser Alexander I. von Rußland.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Sachse?' — 'Ja.' — 'Ein Leipziger?' — 'Ja.' — 'Sind die Franzosen noch stark in Leipzig?' — 'Sie sind seit gestern abend in voller Retirade, ihre Streitkräfte in Leipzig sind unbedeutend.' — 'Wo ist der Kaiser?' — 'Als ich wegritt, war er noch in der Stadt.' — 'Wo ist Ihr König?' — 'In der Stadt. Sehnsuchtsvoll erwartet er den Augenblick, sich den Hohen Verbündeten in die Arme zu werfen.' — 'Hm.' — 'Ich bat um Schonung für die Stadt. — 'Von meinen Truppen hat Leipzig nichts zu fürchten', sagte der König und wendete das Pferd, denn der Kaiser von Rußland mit seiner Suite kam heran. Er sprach mit dem Fürsten Schwarzenberg und dem sächsischen Oberst Kyffel. Ich hatte keine Ahnung, daß dieser Offizier — es war Kyffel II — als Parlamentär des Königs von Sachsen hier war. Jetzt drehte sich der Zar um und redete mich in französischer Sprache an: 'Sie sind wohl der Parlamentär, den mir die Stadt Leipzig schickt?'

'Majestät! Ohne Kenntniß von dem Aufenthalt Ew. Majestät und der anderen Hohen alliierten Monarchen, hat mir die Stadt Leipzig einen Brief an den hier anwesenden Fürsten Schwarzenberg übertragen, um die Großmut der siegreichen Krieger anzuflehen.'

'Ich habe ihn bekommen', sagte Fürst Schwarzenberg.

'Sind noch viele Truppen in Leipzig?' fragte der Zar weiter.

'Die Franzosen sind in vollem Rückzuge. Seit gestern abend und die ganze Nacht hindurch drängen sich die Truppen und ihr Troß auf der Straße nach Lindenau. Da die Straße schmal ist, so ist die ganze Vorstadt noch voll von ihnen.'

„Es sind wohl nur noch Sachsen, die die Stadt verteidigen?“

„Im Gegenteil, Majestät, die Sachsen stehen — Gewehr bei Fuß — auf dem Markte und erwarten die Ankunft Ihrer braven Truppen, um sich mit ihnen zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen.“

„Das ist nicht wahr!“ rief hier der Kaiser im Zorn. „Noch heute morgen haben sie mit großer Erbitterung gegen uns gekämpft.“

„Ich werde mir nicht erlauben, Ew. Majestät zu widersprechen; aber ich setze meinen Kopf zum Pfande, wenn sich in diesem Augenblicke ein einziger Sachse im Kampfe befindet.“

„Und der König?“

„Seinen Irrtum einsehend, wird er den Augenblick segnen, wo es ihm möglich sein wird, endlich von unheilvollen Fesseln frei, sich in die Arme der erhabenen Befreier Europas werfen zu können.“

„Das ist eine Lüge! Das ist nicht wahr!“ fuhr der Kaiser zornig auf. „Ihr König wechselt seine Ansichten nicht. Er ist es, er allein, der das Unglück über sein Land gebracht hat! Nur er ist es, der sein Versprechen nicht hält und durch seinen Eigensinn die Leiden dieses Krieges vergrößert. Ihr ganzer Auftrag kommt mir verdächtig vor“

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte sich der Kaiser an Oberst v. Kyffel und sagte, gegen den Fürsten von Schwarzenberg gewendet:

„Übersetzen Sie ihm, was ich gesagt habe! Sagen Sie ihm, daß der König von Sachsen einen schlimmen Anteil am Unglück seines Landes hat. Kein anderer

als er und seine Blindheit sind die Urheber. Es ist nicht meine Schuld, wenn Sachsen seufzt.'

Darauf fuhr er, zu mir gewendet, fort:

„Sagen Sie ihm, daß ich die Sachsen, die sich für die gute Sache entschieden haben, wie Brüder aufgenommen habe, aber ihn kann ich nur als Feind ansehen; denn er hat sich nur als solcher gezeigt und zeigt sich immer noch als solcher. Wenn die Franzosen in Leipzig so schwach sind, mag er doch seine Truppen zurückziehen; wenn er es gut meint, kann er ja für unsere Truppen die Tore öffnen lassen und so dem Schrecken und dem Gemetzel ein Ende bereiten!“

Fürst Schwarzenberg verdolmetschte dem Oberst Ryffel diese Worte des Kaisers in mildernder Sprache. Als v. Ryffel schwieg, antwortete ich:

„Allergnädigster Herr! Möchten Ew. Majestät die Gesinnung des Volkes würdigen und die Grundsätze seines Fürsten. Schon durch die überstandenen, schrecklichen Leiden beweisen meine Landsleute ihre Hineigung zur gemeinsamen Sache; ihre franzosenfeindlichen Gefühle zu verbergen, sind sie kaum imstande. Es ist nicht der König, der mich sendet, sondern die unglückliche Bürgerschaft. Es ist um ihretwillen, wenn ich. . . .“

„Nun? Was denn?“

„Wenn ich die Milde und Gnade Ew. Majestät und der siegreichen Monarchen um ihren großmütigen Schutz für die Stadt, den Sitz der Kunst und des Handels von ganz Deutschland, anrufen soll. Ich bitte inständig um eine, durch besondere und strenge Anweisung und Verfügung gewährleistete, Sicherheit für meine unglücklichen Mitbürger, deren Vermögen und Wohlstand

bereits durch die Niederträchtigkeit unserer Feinde verloren gegangen ist.'

„Öffnet die Tore, und es wird keine Gefahr geben!“

„O, Majestät, die Franzosen halten trotz ihres Rückzuges die Stadt noch mit aller Gewalt fest.“

„Das ist nicht meine Schuld. Dafür muß euer König einstehen. Ohne ihn wären die jetzigen Zeiten nicht so schlimm. Tut es doch selbst! Setzt eure Truppen in Marsch! Tut, was ihr früher hättet tun sollen!“

„Aber, Majestät, ich fürchte, es ist jetzt zu spät dazu. Und wollen Sie eine Stadt dem Untergange weihen, weil sie nicht pflichtvergessen war? Wollen Ew. Majestät geruhen, einen hohen Offizier mit mir zu senden! Er mag sich von der Wahrheit dessen überzeugen, was ich jetzt alles erzählt habe. Haben Sie die Gewogenheit, uns die Zusicherung zu geben, daß unsere Stadt keine Blünderung trifft, was ohne Ihren Befehl sicher geschehen würde, wenn Ihre Truppen die Stadt mit Sturm nehmen!“

Jetzt nahm auch Oberst v. Kyffel das Wort und bat den Kaiser in deutscher Sprache um Schonung für die Stadt. Der Kaiser schwieg einen Augenblick, dann sagte er zu uns beiden:

„Nun denn, ich will es tun!“ Darauf wendete er sich zur Seite und rief: „Trompeter!“ Augenblicklich erschienen einige. Der Kaiser sprach russisch mit ihnen und sandte sie nach den Vorstädten. Dann wandte er sich an mich zurück:

„Ich gebe Befehl, daß nicht ein einziger Soldat in ein Haus eintreten darf, bevor ich selber in der Stadt bin — ohne daß ich selber dort bin!“

Zu Oberst Kyffel aber sagte er: „Sagen Sie das dem Könige!“ und zugleich zu mir gewendet: „Sagen Sie der Stadt, daß ich nicht gern das Unglück vermehren möchte und daß Ich und meine verbündeten Fürsten nur das Glück unserer Völker wollen!“

In diesem Augenblicke flüsterte mir ein preußischer Offizier leise in deutscher Sprache zu: „Antworten Sie nichts weiter, damit Sie der Kaiser entläßt, sonst kommen unsere Leute früher in die Stadt als Sie!“

„Dieser General wird mit Ihnen gehen!“ — sagte zuletzt der Kaiser und deutete auf den neben ihm haltenden General Ostermann. Wir waren entlassen und ritten unter dem Schutze des genannten Generals wieder der Stadt Leipzig zu.“ —

Inzwischen nimmt der Kampf in den Vorstädten seinen Verlauf. Während Blücher im Norden seine russischen Sturmkolonnen gegen das Gerbertor ansetzt, führt Bülow seine Scharen aus den Kohlgärten gegen Leipzigs Ostseite vor. Borstell's Brigade dringt in den Park der Milchinsel, während Major Friccius mit der ostpreußischen Landwehr gegen das Grimmaische Tor anstürmt. Doch die Stellungen der Franzosen hinter den starken Mauern sind ja uneinnehmbar! Kanonen her! um die Schutzwehr der Feinde zu zertrümmern! Doch bevor die ihr Werk vollführen, erleiden die kühnen Sturmkolonnen durch das unaufhörliche Feuer der Franzosen bereits entsetzliche Verluste.

Gegen 9 Uhr setzt nun auch Bennigsen seine Truppen am linken Flügel von Bülow's Scharen ein. Nun geht es mit vereinten Kräften gegen die hartverteidigten Vorstädte vor.

Da kommt plötzlich ein französischer Parlamentär mit weißer Flagge. Macdonald sendet ihn zu dem Kronprinzen von Schweden, um mit ihm wegen der Übergabe der Stadt zu verhandeln. „Das ist eine Kriegslift!“ rufen die Preußen! „Der Feind will nur Zeit gewinnen für den Abzug seiner Truppen!“ Und wahrhaftig — es ist so! Doch Bernadotte geht darauf ein. Sofort befiehlt er seinen Truppen, das Gefecht abubrechen und läßt auch Bennigsen sagen, er solle dasselbe tun.

Ist es nicht, um mit Fäusten dreinzuschlagen? Will dieser Gascogner abermals den deutschen Siegern in den Arm fallen? — gerade jetzt, da sie sich nach der Blutarbeit der letzten Tage anschicken, den Siegespreis zu pflücken? Doch siehe da! — diesmal gelingt das Gaukelspiel nicht. Der schon längst ungeduldig gewordene General von Bennigsen sendet dem Kronprinzen Bernadotte eine Antwort, die an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig läßt: „Sagt dem Kronprinzen, ich werde mit dem Feinde parlamentieren, aber nur mit meinen 60 schweren Zwölfpfündern, die sofort zu sprechen anfangen werden!“

Das ist deutlich. Jetzt weiß Bernadotte, woran er ist, gibt sein Ränkespiel auf und läßt ebenfalls stürmen.

Die gedeckte Stellung der Franzosen ist fast uneinnehmbar. Ein wahrer Todesmut gehört dazu, gegen sie anzustürmen. Aus allen Ecken und Enden schlagen den Verbündeten die todbringenden Geschosse entgegen. Ohne Unterlaß blitzt es aus den Schießscharten, aus den Häusern, selbst von den Dächern und vom Johannis-turm hernieder. Endlich gelingt es den Tapferen, eine Bresche in die Mauer zu schlagen und in die Stadt ein-

zudringen. Das Füsilierbataillon des zweiten Reserve-
regiments unter Major v. Mirbach und das Königs-
berger Landwehrbataillon unter Major Friccius sind
die ersten. Friccius selbst durchbricht die Mauer und
klettert hindurch, ihm nach etwa 50 Mann. Mit diesen
wenigen Mannschaften muß der tapfere Offizier nun
freilich einen harten Strauß gegen die zahlreichen Feinde
bestehen; aber es gelingt ihm doch, sich zu halten, bis
Hilfe kommt. Über diesen mit Wut und Erbitterung ge-
führten Kampf an der Mauer berichtet Friccius selbst in
seinem Werke (Krieg 1813 und 1814):

„Es entsteht ein entsetzliches Gemetzel, ein wahres
Schlachten und Totschlagen. Wie eben das Gewehr
handgerecht ist, wird es gebraucht, dem nächsten Fran-
zosen, wenn er gegenübersteht, das Bajonett durch den
Leib gejagt und einen Augenblick später dem andern,
welcher seitwärts steht, der Schädel mit der Kolbe zer-
schmettert. Auf dem kleinen Raume des Kampfplatzes
liegen an mehreren Stellen im buchstäblichen Sinne
die Toten fünf bis sechs Mann übereinander gehäuft.
Einen der stärksten und furchtbarsten Kämpfer, den
schwarzen Tiedtke, einen Grobschmied seines Zeichens,
habe ich nachher gefragt, wieviel er wohl hier nieder-
gemacht habe? ‚Zwölfe weiß ich gewiß‘, ist seine
Antwort.

„Durch unsere heftige Gegenwehr verbreitet sich unter
den feindlichen Truppen ein solcher Schrecken, daß sie
wie erstarrt stehen bleiben und keine Gegenwehr mehr
leisten. Plötzlich stürzt uns zur Rechten ein Haufen
Franzosen, acht bis zehn Offiziere an der Spitze, durch
den Torweg des Kirchhofes hervor; es mögen zwei
schwache Kompagnien sein. Aufs neue scheinen wir

verloren. Allein der Schrecken ist auch über sie gekommen, und anstatt uns anzugreifen, überreichen mir die Offiziere ihre Degen. Eine seltsame Szene! Die französische Besatzung des Kirchhofes läuft nach der Esplanade hin, und das Laufen ist auch für die, welche uns bisher starr gegenüberstehen, das Zeichen, was zu tun ist. Alle ergreifen die eiligste Flucht nach dem inneren Grimmaischen Tore zu, und die Offiziere, welche sich mir vor wenigen Augenblicken ergeben haben, laufen ihnen ohne ihre Degen nach.

„Gleich darauf kommt der General Pierrot, Brigadier bei dem Kavalleriekorps des Herzogs von Padua, aus einer Quergasse hervor und fällt dem Landwehrmann Lang in die Hände. Er ist verwundet und wird als Gefangener in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden geschickt. — Da sich wiederum Franzosen auf dem Kirchhofe zeigen, wird ein Teil unserer Mannschaft dorthin geschickt, und es entsteht hier ein neues, blutiges Gefecht. Der Landwehrmann Schwarz von der zweiten Kompagnie wird von zahlreichen Feinden umringt, schlägt aber wütend um sich; sieben liegen, von ihm getötet, rings um ihn her; die Kameraden helfen ihm aus dem Leichenhaufen heraus. Die Erbitterung und Wut unserer Leute steigt bis aufs äußerste, als sie einen preußischen Landwehrmann finden, den die Franzosen mit seinem Kopfe in eine Mistgrube gesteckt und so getötet haben.

„Von anderen verbündeten Truppen ist noch immer nichts zu sehen, und viele Mannschaften unseres und der beiden anderen Bataillone sind noch weit zurück, theils, um im Innern des Tores die Hindernisse des Durchganges zu beseitigen, theils, um draußen die Off-

nung desselben zu erwarten. Wir sind in Gefahr, durch Mangel an Unterstützung alle errungenen Vorteile zu verlieren.

„Unterdessen ist es den eifrigsten Bemühungen des Adjutanten des Prinzen von Hessen-Homburg und dem Major Müllenheim gelungen, den Durchgang durch das äußere Tor freizumachen. Der Prinz, der zu Pferde bleibt, erhält, als er kaum durch das Tor eingeritten ist, einen Schuß in die Brust und muß aus dem Gefecht getragen werden. Die Majore Müllenheim und Gleißenberg, welche jetzt mit ihren beiden Bataillonen ebenfalls eingedrungen sind, erhalten tödliche Wunden, ebenso die Hauptleute Drigalski und Brause.

„Die neuen Verstärkungen, welche nachrücken, bewegen uns, noch einmal über die Quergasse hinaus dem Feinde dicht auf den Leib zu rücken. Es entsteht aufs neue ein mörderisches Handgemenge. Unser Leutnant Mornowski erhält eine Menge Bajonettstiche, woran er am folgenden Tage gestorben ist. Feldwebel Moned springt in diesem Handgemenge auf einen feindlichen Fahnenträger los, sticht ihn nieder und bringt die Fahne zum Hauptmann Wagner.

„Als das äußere Grimmaische Tor völlig frei ist, hat der Kronprinz von Schweden zwei schwedische Kanonen auf dem Grimmaischen Steinwege, einer engen Gasse, welche vom äußeren zum inneren Tore führt, auffahren lassen. General Adlercreuz führt sie selbst an und hält auf der Mitte der Straße unerschrockenen Mutes.“ —

Endlich — etwa um 1 Uhr — ist der Kampf um die Grimmaische Vorstadt entschieden. Bis an die

Promenade ist sie erobert. Während dies hier geschieht, ist das Hospitaltor den Verbündeten fast ohne Kampf in die Hände gefallen. Es scheint wenig oder gar nicht besetzt gewesen zu sein. Auch um das Sand- und Windmühlentor ist nicht gekämpft worden. Woronzow's Truppen haben sich mit leichter Mühe in den Besitz derselben gesetzt.

Heißer und verlustreicher dagegen ist Blücher's Kampf um das Halle'sche Tor. Hier verteidigt General Reynier mit der Division Durutte und Dombrowsky mit seinen Polen die Vorstadt mit eiserner Zähigkeit. Um jeden Preis wollen sie hier solange, wie nur irgend möglich, die nördliche Schutzwehr halten, um nicht die ganze Rückzugslinie in Gefahr zu bringen. Mit meisterhafter Geschicklichkeit haben hier wieder die Franzosen jedes Haus, jede Mauer, jede kleine Erderhöhung für die Verteidigung nutzbar zu machen gewußt, und die Polen haben es ihren Kampfgenossen gleichgetan. Dazu können sie mit ihren 32 Geschützen, die sie vorteilhaft am Halle'schen Tore aufgestellt haben, Kartätschen auf Kartätschen in die Reihen der Stürmenden senden. Blücher dagegen hat seinen Preußen verboten, Granaten gegen die Stadt zu werfen — gewiß eine menschenfreundliche Schonung der unglücklichen Stadt; seinen tapferen Streitern aber hat es den Sturm lauf ungleich schwerer gemacht. Fast zwei Stunden währt so das Ringen, bis es endlich Sackens und Langerons Truppen gelingt, den Feind zurückzuwerfen. Aber selbst noch im Weichen setzt sich der Gegner immer wieder in den Straßen fest und fügt den vordringenden Siegern noch empfindliche Verluste zu. Um 1 Uhr sind endlich die Verbündeten Herren der nördlichen Vorstadt.

Sehen wir uns nun nach den Kämpfen an der Südseite Leipzigs um! Dort hält Fürst Poniatowsky mit dem 8. Korps die Peterstorstadt besetzt. Erschöpft von den harten Kämpfen der letzten Tage, ist diese Schar von 7000 bis auf 2000 Mann zusammengeschmolzen, dazu fast ohne alle Offiziere. Erst gegen Mittag ist Paszkewitsch mit den Truppen der Verbündeten heran und schreitet zum Sturm. Da erscheint aber auch schon der siegreich eingedrungene Bennigsen von der Ostseite her vor dem äußeren Peterstore. Jetzt ist kein Widerstand mehr möglich. Kämpfend zieht sich Poniatowsky auf der Promenade nach dem Kanstädter Tore zurück. Hier läßt er noch einmal seine Geschütze zur Abwehr auffahren. Doch auch die nachfolgenden Russen tun das gleiche. Es kommt zu einem heftigen Kartätschenfeuer, bis die polnischen Geschütze den Siegern in die Hände fallen und Poniatowskys Schar die Rettung in der Flucht sucht.

Aber schon ist an kein Entrinnen mehr zu denken. Mitten in dem Getöse, dem Schlachtenlärm, dem Geschrei der Fliehenden und Stürmenden ertönt plötzlich ein entsetzliches Krachen — satanisch, furchtbar, schrecklich, nervenerschütternd — es ist, als hätte sich die Hölle aufgetan. Wie vom Schrecken gelähmt, bleiben einen Augenblick Freund und Feind stehen. Um des Himmels willen! — was ist geschehen? Die große, steinerne Elsterbrücke, dicht bei der kleinen Funkenburg, ist in die Luft geflogen. Die Franzosen haben sie selbst gesprengt — vorzeitig! Sie haben allzu hastig, aus Furcht vor den nachdrängenden Feinden, den Übergang über den Fluß zerstört, vernichtet, bevor noch alle ihre eigenen Truppen hinüber sind. Mit Schrecken

sehen 20 000 Franzosen diesseits der Elster, daß ihnen der Rückzug, der Weg zur Flucht und zur Rettung plötzlich abgeschnitten ist.

Großer Gott! wie ist das möglich gewesen? Warum hat man so voreilig die Rückzugsbrücke in die Luft gesprengt?

Noch am späten Abend des 18. Oktobers hat Napoleon befohlen, unter die Elsterbrücke Flatterminen zu legen, um den Rückzugsweg seines Heeres zu sichern. Wenn seine letzten Heereshaufen über die Brücke sind und die Verbündeten nachrücken, soll die Sprengung erfolgen. Dem Ingenieurobersten Montfort ist die Sprengung aufgetragen. Der hat den Korporal Lafontain und zwei Sappeure (Pioniere) dazu angestellt und gesagt: „Sobald sich der Feind zeigt, wird die Mine angezündet.“ Daran hat sich der Korporal gehalten.

Zu seinem Unglück kommen die Feinde früher in Sicht, bevor noch der Kampf in der Stadt zu Ende geht. Eine Abteilung des Sackenschen Korps ist durch das Rosental über die Lazarettbrücke vorgedrungen. Als ihre Kugeln die über den Steinweg flüchtenden Franzosen bestreichen, und gar, als das feindliche Artilleriefeuer bis zur Elsterbrücke hinreicht, hält der Korporal den Augenblick für gekommen und — zündet die Mine an.

Im nächsten Augenblick ein Krachen, ein Schmettern — erschrecklich, höllisch, satanisch, wie ein Donnerschlag des Weltgerichts — und die mächtigen Steinmassen der Brücke fliegen zerberstend in die Luft. Allmächtiger Gott! Sie ist ja in diesem Augenblick noch dicht gedrängt gefüllt mit flüchtenden Scharen! Ach — alles, alles, was sich darauf befindet: Kanonen, Kriegs-

wagen, Menschen, Pferde — alles ist zerschmettert in die Luft geschleudert.

Als sich die gewaltige Rauchsäule endlich verzieht — welch ein Bild des Entsetzens! Selbst französische Offiziere, die doch lange Jahre hindurch an fürchterliche Szenen gewöhnt gewesen, haben nachmals gesagt, daß sie nicht Worte finden können, den grausigen Eindruck zu beschreiben, der sie und alle überkommen hat, die die schauerliche Verwüstung angesehen. Daß sich Gott erbarme! — die Brücke und alles, was sich darüber und herangedrängt, alles in weitem Umkreise ist in Grund und Boden geschlagen — alles eine einzige, gräßliche Zerstörung. Aus Schutt und Gestein ragen Leichname, Wagen- und Waffentrümmer, schauerlich verstümmelte Gliedmaßen von Menschen und Pferden hervor — alles zerrissen, zerschmettert, vernichtet! Ein herzerreißender Anblick!

Jetzt ist das Schicksal der noch in der Stadt befindlichen französischen Scharen besiegelt. Entmutigung und Verzweiflung erfaßt die Flüchtenden. All ihr Widerstand hat mit einem Male aufgehört. Es bleibt den abgehehten, unglücklichen Streitern nur noch die Wahl, entweder die Waffen zu strecken, oder sich in die Elster zu stürzen, um sich schwimmend ans andere Ufer zu retten. Unter den zurückgebliebenen Truppen befinden sich noch die Marschälle Macdonald und Poniatowsky und die Generale Lauriston, Reynier und Arrighi und unzählige andere höhere Offiziere.

Alles drängt sich in unbeschreiblichem Wirrsal an das Ufer der Elster. Leider ist der Fluß vom Herbstregen hoch angeschwollen. Zu all dem anderen Unglück auch das noch! Dennoch stürzen sich Hunderte und aber

Hunderte in die tiefen Fluten. Nur wenige erreichen das rettende Ufer — die anderen alle finden den Tod in den Wellen. Bald ist der Fluß mit so zahlreichen Leichen angefüllt, daß sich das Wasser staut. Macdonald rettet sich glücklich hinüber, sein Generalstabchef jedoch, Dumoustier, ertrinkt.

Das selbe tragische Schicksal trifft auch den Fürsten Poniatowſky. Bereits schwer verwundet, stürzt sich der Marschall in den Fluß. Schon ist er am jenseitigen Ufer — da vermag sich sein Pferd nicht am hohen Uferende emporzuarbeiten, überschlägt sich und reißt seinen Reiter mit hinab in die Fluten.

Der Rest der Franzosen wird gefangen. In den Vorstädten und in der Innenstadt ist der Kampf längst zu Ende gegangen. Niemand denkt mehr an Widerstand. Mit der Teilnahmslosigkeit und Stumpfheit derjenigen, die sich verloren glauben, ergeben sich die Franzosen in ihr Schicksal. Die Reste ganzer Bataillone stehen „Gewehr bei Fuß“ und lassen sich entwaffnen.

In Eile überbrücken die Russen wieder die Elster und verfolgen die flüchtenden Franzosen bis Lindenau. Hier machen sie noch viele Gefangene und bringen mit mehreren anderen Offizieren auch die beiden Generale Bissart und Lauriston gefangen in die Stadt zurück.

Der Kampf ist zu Ende — Leipzig befindet sich in den Händen der Verbündeten. Nach furchtbarem Ringen ist endlich der unbesiegbare Schlachtenkaiser überwunden. Während er mit den Trümmern seines Heeres dem Rheine zu flieht, reichen sich die Sieger in Leipzig jubelnd die Hände. Über Deutschland bricht das Morgenrot der Freiheit an.

Q



XI.

Siegeseinzug.

Es ist 1 Uhr. Nachdem überall in der Stadt das Kampfgetöse verstummt ist, bringen die siegreichen Scharen der Verbündeten all die gefangenen Franzosen — es sind gegen 20 000 Mann — durch die Stadt und führen sie ins Lager ab. Aus allen Häusern und Verstecken werden sie noch hervorgeholt, entwaffnet und gefangen genommen. Wie sie aussehen, diese geschlagenen Soldaten! — zerrissen, staubbedeckt — wahre Jammergestalten! Sind das die unüberwindlichen Kolonnen Napoleons? Wohin ist auf einmal ihre Stolzheit, ihr Übermut, ihre Frechheit, ihre Roheit? Nun das Glücksrad ihres Herrn und Meisters zerbrochen ist, ist auch ihr brutales Wesen gewichen. Schaut doch, wie kläglich, wie jammervoll, wie keuchend sie sich dahinschleppen — gehöhnt, gestoßen getrieben von ihren Überwindern! Und niemand hat für die bleichen, elenden Opfer napoleonscher Missethat auch nur einen Blick des Mitleids oder ein Wort der Teilnahme. Sie haben's auch nicht verdient, diese Quäler, Meuchler und Henkerknechte unseres armen, geknechteten Volkes! Jetzt ist ja die Stunde des Gerichts, die Stunde der Abrechnung und der Vergeltung für sie gekommen!

Da dringt plötzlich von Osten her ein unbeschreibliches Getöse in die Stadt. Es naht ein anderer Zug — ein Triumphzug. Von der Gerberstraße herunter ertönen auf einmal die Flügelhörner preußischer Füsilier, dann setzt volle kriegerische Musik ein, und das tosende Gedröhn einmarschierender Truppen schallt durch die Straße. Wie elektrifiziert eilen die Bewohner an die Fenster und schauen hinaus. Was gibt's? „Die Monarchen halten ihren Siegeszug!“ Da durchzuckt unendliche Freude alle Herzen: „Da ist der mörderische Kampf zu Ende! Hurra! Der Sieg ist errungen — das schwere Joch von unserem Halse gerissen!“ Horch, wie sie auch draußen jubeln! Geschwind, die Fenster auf! Im Nu wehen Hunderte von weißen Tüchern in der Luft. Selbst von den Dächern der Häuser winken die Leute herab.

Jetzt kommt der Zug die Straße herein und zieht nach dem Markte. Hoch zu Roß halten der Zar und der preußische König mit dem Fürsten Schwarzenberg an der Spitze der Garden ihren Einzug in Leipzig. Die Truppen bilden Spalier, die Trommeln wirbeln, und die Feldmusiken spielen. Eine ungeheure Begeisterung flammt durch die Menschenmassen. Alle Häupter sind entblößt, und ein nicht endenwollendes Hurrarufen begleitet die siegreichen Fürsten. Welch ein Bild des Triumphes!

„In der frohen Hoffnung einer besseren Zukunft“ — so berichtet Friccius als Augenzeuge — „vergaß man die Leiden der Gegenwart; man sah die Tausende von Toten und Verwundeten nicht, welche Straßen und Plätze füllten; selbst die Erinnerung eigener Not und bitteren Mangels war jetzt zurückgetreten vor dem beseligenden Gefühl, nach schwerer Prüfung endlich einer



Einzug der verbündeten Monarchen in Leipzig.

Sächs.
Landes-
Bibl.

glücklicheren Zeit entgegenzusehen. Größere Kontraste von Jubel und Trauer, Freude und Jammer hat es nie gegeben!"

Wie das Auge des Zaren vor Freude strahlt! Was wohl in diesem Augenblicke sein Herz empfinden mochte? War es die Genugthuung darüber, daß er den Kaiser Napoleon, seinen mächtigsten Gegner, der im Vorjahr auch über sein Land unendliches Weh und Unheil gebracht, nun gestürzt sah? Hatte er nicht geschworen, als er damals im Frühjahr 1813 mit seinen Russen den deutschen Freiheitskämpfern zu Hilfe kam, daß er nicht eher ruhen und rasten wollte, als bis des Weltdespoten Machtgebäude zertrümmert wäre? „Er oder ich!“ hatte seiner Rede Schluß gelautet. Und heute nun? Der Siegesjubel seiner und seiner Verbündeten Truppen läutet dem geschlagenen Imperator Frankreichs zu Grabe. Ja — Kaiser Alexander hat alle Ursache, frohherzig und freudenerregt zu sein. Leutselig und heiter grüßt er nach allen Seiten.

Ihm zur Seite reitet der König von Preußen. Schlicht und einfach, angetan mit dunklem Uniformrock, mit rotem Stehkragen und einer Mütze mit rotem Rande, reitet er durch die jubelnden Scharen. Jetzt kommt der Triumphzug am Thomäschen Hause vorüber.

Siehe! da steht der König von Sachsen mit seiner Familie unten an der Thür! Eben haben ihm der Kronprinz Bernadotte und Bennigsen einen Besuch abgestattet und verabschieden sich jetzt. Als die siegreichen Monarchen vorüberreiten, grüßt der unglückliche König hinüber. Da geschieht das Unerwartete: Die Monarchen beachten ihn gar nicht. Sie erwidern zwar kühlen Gruß, aber sie reiten vorüber.

Wie? Kein hochherziger Blick des Mitleids? Kein Wort huldvoller Teilnahme an seinem Mißgeschick? Ein bitterer Schmerz durchzuckt die Brust des hartgeprüften Fürsten. Er sendet seinen Minister, den Grafen von Einsiedel, zu den Monarchen, ob er einen Besuch bei ihnen abstaten dürfe. Keine Antwort. Da erfüllt schwere Besorgniß das Herz des Königs. Was soll das? Was will man mit ihm? Ach, tausenderlei Befürchtungen foltern seine Seele! Während die Monarchen ihren rauschenden Siegeseinzug halten, sitzt hier der unglückliche König einsam und verlassen im Erkerzimmer, zurückgestoßen in unaussprechliche Trübsal. Was mag der arme Fürst in diesen bangen Stunden ausgestanden haben!

Endlich kommt ein Bote vom Zaren. Es ist der Geheime Rat Anstetten. Was wird er bringen? Hoffnungsfreudig geht ihm der König entgegen; doch das Wort erstirbt ihm auf den Lippen, als er hört, daß der Zar ihn als seinen Gefangenen betrachtet und erklärt. Großer Gott! jetzt ist das Unheil grenzenlos! Jetzt steht er als ein Gefangener hier! Sein armes, armes Land! Was wird aus seinem unglücklichen Volke, das unter den Kriegslasten fast schon zusammengebrochen ist in dieser eisernen, schrecklichen Zeit? O Krieg, du Zuchtrute Gottes! Vae victis! Wehe den Besiegten! Gott weiß, was die verschleierte Zukunft für sein armes Sachsenvolk in ihrem dunklen Schoße birgt!

Währenddessen sind die Monarchen bis zum Kanstädter Tore weiter geritten. Dort können sie nicht mehr durch — der Zug der französischen Gefangenen kommt ihnen entgegen. Sie kehren nach dem Markte zurück, wo ihnen die gefangenen französischen Generale

Stadtb.
L. 10.
516.

vorge stellt werden. Jetzt strömen auch zu den anderen Thoren der Stadt die siegreichen Scharen der Verbündeten herein, und ihre Führer feiern hier in Gegenwart der gefangenen Feinde jubelnd ihr Wiedersehen. Nicht müde werden die Fürsten, ihren Generalen und Unterfeldherren Dank und Anerkennung zu zollen. Triumphworte und Glückwünsche überall.

Da erscheint er endlich vom Halleschen Thore her, der greise Held Blücher, der die federnde Kraft gewesen ist, die den Schlachtenkaiser endlich bezwungen und hinweggeschleudert hat. Rauschender, donnernder Jubelruf begrüßt ihn, als er sich dem Zaren nähert. Der geht ihm entgegen, umarmt und küßt ihn und sagt: „Mein lieber General, Sie haben das Beste getan! Sie sind der Befreier Deutschlands!“

Tiefbewegt antwortet der Heldengreis: „Kaiserliche Majestät, erlauben Sie mich, hab' bloß meine Schuldigkeit getan; aber meine braven Truppen, ja, die haben mehr getan, viel mehr!“

Darauf reicht ihm auch der König von Preußen die Hand und spricht gerührt: „Sie wissen, lieber Blücher, ich habe immer große Stücke auf Sie gehalten. Erschrecklich viel Blut hat dieser Sieg gekostet; aber es ist alles vortrefflich gegangen. Sie haben Ihre Sache alle diese Schlachtentage über und früher schon gut gemacht, recht gut, ganz brav. Ich weiß, was wir Ihnen zu danken haben. Wird' es nie vergessen.“

Er ernennt ihn zum Generalfeldmarschall. In der Kabinettzorder des Königs vom 20. Oktober heißt es: „Durch wiederholte Siege mehrten Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag. Empfangen Sie

einen neuen Beweis derselben durch die Ernennung zum Generalfeldmarschall, und bekleiden Sie diese Würde noch recht lange zur Freude des Vaterlandes, als Vorbild für die Armee, die Sie so oft zu Ruhm und Sieg geführt haben.“

Als kurz darauf Kaiser Franz von Oesterreich an der Spitze eines Bataillons von Rötha her in Leipzig einzieht, begrüßt und beglückwünscht auch er den greisen Helden. Nun kann Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, auch nicht umhin, Blücher als seinem „Waffenbruder“ zu gratulieren. Der alte Haudegen verzieht keine Miene über dieses heuchlerische Gebahren; in seinem Innern aber mag er sicherlich gedacht haben: „Ich kenne dich, mein Pappenheimer! Du hast uns mit deiner Zauderei und Gaunerei genug zu schaffen gemacht!“ Über die Begegnung mit den Monarchen ist Blücher aber hocheifrig gewesen. Noch an demselben Tage, dem 19. Oktober, schreibt er an seine Gattin: „Der Kaiser von Rußland hat mich in Leipzig öffentlich umarmt, geküßt und den Befreier Deutschlands genannt. Auch der Kaiser von Oesterreich überhäufte mich mit Lob; und mein König dankte mir mit Tränen in den Augen.“

Über die Schlacht von Leipzig gibt dieser Held in einem Briefe an seinen Freund Bonin einen kurzen, treffenden Bericht: „Die zwei großen und schönen Tage sind verlebt. Den 18. und 19. fiel der große Koloss wie die Eiche im Sturm. Der große Tyrann hat sich gerettet, aber seine Knappen sind in unseren Händen.“

Aber mit ungeheuren Opfern ist der Sieg erkauft. Erschreckend groß an Blut ist der Kaufpreis, mit dem die Niederwerfung Napoleons bezahlt worden ist.



Kaiser Franz I. von Österreich.

Sächs.
Landes-
Bibl.

Gneisenau schreibt am 22. Oktober an die Prinzessin Luise von Preußen: „Mit welchen Strömen von Blut die Freiheit der Welt erkaufte ist, davon mag man anderwärts keinen Begriff haben. Zwischen 40= und 50 000 Mann haben sicherlich die vier Tage bei Leipzig den verbündeten Armeen gekostet. Auf Meilen weit sind die Felder mit Toten, Verstümmelten und Verwundeten bedeckt, und rings um Leipzig her ist die Erde mit Blut getränkt — ein jammervolles Schauspiel des höchsten menschlichen Elends.“ (Scherr III, 302.) Wohl jeder sechste Mann ist von den Verbündeten geblieben. Die Verlustlisten geben 46 804 Tote und Verwundete an, die der Wutkampf auf Leipzigs Gefilden gekostet hat. Nach Blotho (II, 423) verteilen sich die Verluste so:

Preußen	2 Generale	520 Offiziere	14 950 Soldaten,
Österreicher	7 "	399 "	8 000 "
Russen	12 "	864 "	21 740 "
Schweden	— "	10 "	300 "
21 Generale		1793 Offiziere	44 990 Soldaten,

also insgesamt 46 804 Mann. Ein neuerer Militärschriftsteller (Major Friedrich, in seiner Geschichte des Herbstfeldzuges 1813, III, 226) gibt gar die Zahl der Gesamtverluste auf 1792 Offiziere und 51 982 Mann an. Demnach hätten die Verbündeten 53 774 Menschen zu beklagen gehabt.

Und welches ist der Verlust der Franzosen? Da der geschlagene Kaiser begreiflicherweise die Zahl seiner hingeopferten Streiter niemals angegeben hat, kann man nur durch Nachrechnen einige Gewißheit darüber erlangen. Von den 171 000 Mann, die Napoleon am 16. Oktober noch um seine Fahnen geschart gehabt, sind

am 19. Oktober nur etwa 100 000 über die Elster entkommen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man den Verlust der Franzosen auf 71 000 Mann angibt. Darunter sind wohl 15 000 Tote, 30 000 Verwundete und Kranke, 15 000 Gefangene, und der Rest ist als Versprengte und Desertierte anzunehmen, so daß wohl jene 71 000 Mann, nebst 7 Adlern, 370 Kanonen und 900 Wagen auf das Verlustkonto Napoleons zu setzen sind. Auf der großen Flucht hat der geschlagene Cäsar noch täglich ziemlich große Verluste an Soldaten gehabt, die vor Erschöpfung nicht weiter konnten, gestorben oder gefangen worden sind. Camille Rouffet gibt an, daß Napoleon an der Saale nur noch gegen 80 000 Mann bei sich gehabt habe.

Von seinen Generalen wurden bei Leipzig gefangen genommen: Reynier, Lauriston, Bissart, Charpentier, Pino, Aubry, Berg, Bertrand II, Grabowsky, Kamiński, Krasinski, Uminsky u. a., von den Rheinbundtruppen die badiſchen Generalleutnants Prinz Emil von Hessen, Graf Hochberg, die sächsischen Generalleutnants Zeschwitz, Gerzdorf, Bose, der württembergische Generalleutnant Bournonville und viele Generalmajors.

Wenden wir den Blick nun der blutgetränkten Walstatt selbst zu! Als der Jubelrausch des Siegesinzuges verhallt ist, kommt erst den Bewohnern Leipzigs zum Bewußtsein, welche Greuel der Verheerung das entsetzliche Schlachtenwetter in und um Leipzig angerichtet hat. Ach, wie grauenhaft sieht es an den Toren und Stadtmauern, wie fürchterlich in den Gärten der Vorstädte aus! Alles zerstampft, zertreten, vernichtet — die Mauern zerbrochen, durchlöchert — das hat die Er-

stürmung am 19. Oktober getan! Selbst die Stätte des Todes, der Johannisfriedhof, bietet ein Bild des Grauens. Hier haben die Franzosen die Verheerung bis in die Gräfte hineingetragen. Um sich in der Nacht zum 19. Oktober vor den Unbilden des kalten, regnerischen Wetters zu schützen, haben sie die Särge aufgeschlagen, die verwesenen Überreste der Toten hinausgeworfen und die Totenschreine zu ihrer Schlafstätte benutzt. Welch eine Verwilderung und Entmenschung der französischen Soldaten, daß sogar der Ekel keinen Eindruck mehr auf ihr an Greuel aller Art gewöhntes Gemüt gemacht hat!

Und nun, welche klägliche Zerstörung an den Häusern! Sieh, wie die Dächer durchlöchert, zerschlagen sind, wie die Fenster, die Läden, die Türen zerschossen wurden! Es ist nur staunenswert, daß nicht mehr Feuerbrünste entstanden sind! Wohl ist am Brühl ein Hintergebäude in Flammen aufgegangen; aber es ist doch bald wieder gelöscht worden. Auf dem Kanstädter Steinweg und am Mühlgraben hat freilich das Feuer mehrere Häuser in Asche gelegt. Wenn hier nicht russische Soldaten die Nacht hindurch gelöscht hätten, wer weiß, welche unabsehbare Unglück die weitgreifende Feuerbrunst über die nächsten Straßen der Stadt gebracht hätte! Erst frühmorgens 6 Uhr sind die wackeren Helfer des furchtbaren Elementes Herr geworden. Auch in der Burgstraße hat eine Granate gezündet; aber rasche Hilfe hat auch hier den Brand bald wieder gedämpft.

Entsetzlicher aber als Brand und Verwüstung ist der jammervolle Anblick der unzähligen Toten und Verwundeten, der unglücklichen Opfer des fürchterlichen Würgens. Da liegen sie überall an Häuser-

ecken, unter Torbogen, in Gärten, an Zäunen, hinter Gartenmauern, wo sie sich zuletzt noch verschanzt und verteidigt gehabt. Im Richterschen Garten liegt eine große Anzahl französischer Kürassiere. Da ist einer zusammengestürzt mit zerschmettertem Kopfe, dort einer mit aufgerissenem Leibe! Hier ist einem die Hirnschale zerschossen, dort liegt einer schrecklich verzerrt — er atmet noch, obwohl eine Kugel ihm den Kopf durchbohrt hat! Da ist ein blühender Kanonier zusammengebrochen, dem hat die feindliche Kugel das Bein unter dem Knie zerschmettert! Dort liegen Krieger mit geschlossenen oder starr offenen Augen, die Hände krampfhaft an die Brust gedrückt, wo sie die tödliche Kugel getroffen! Schau hin, da drüben ist noch ein grauenvolleres Bild! Angelehnt sitzt dort eine Leichengestalt mit abgehauenen Arm. Die Fliehenden haben dem Unglücklichen die Kleider vom Leibe gerissen — nur den Mantel hält er mit den Zähnen fest und deckt damit seine gräßliche Wunde. Ach, welche Bilder des Jammers und des Schreckens überall!

Und neben den Toten und Sterbenden die zahllosen Verwundeten, die ihre Tapferkeit nicht mit dem Tode bezahlen durften. O, diese blutrünstigen Menschen, diese Märtyrer, deren Heldentum doppelt groß ist unter ihren unsagbaren Leiden und Schmerzen! In Scharen liegen sie neben- und übereinander! Welche Schreckensszenen und Schreckensbilder! Wenn nur Leute genug zur Hand wären, die Unglücklichen aufzulesen und in die Hospitäler oder in die Häuser oder unter irgend- ein Dach zu bringen!

Es sind wohl sofort über 50 Militärhospitäler eröffnet worden, aber der Opfer sind zu viele! Plötzlich

verlangt das Lazarettkomitee 800 Träger und Krankenwärter von der Stadt. Woher auf einmal diese vielen Hilfskräfte nehmen? Aber endlich sind sie doch beschafft, und nun werden die Verwundeten von der Walstätte hereingebracht, „ein ununterbrochener Zug von Verstümmelten, die wie Kälber auf Schubkarren ohne Strohpolster zusammengeklumpt liegen und ihre zerschossenen Glieder, die nicht Raum genug auf diesem engen Fuhrwerk haben, neben sich herschleppen.“ Ein grauenhaftes Bild!

In Leipzig allein sind gegen 30 000 verwundete und franke Krieger aller Nationen untergebracht, mitunter „in dumpfen Spelunken oder in scheibenleeren Schulen und wölbischen Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Maße wächst, als ihre Zuträglichkeit abnimmt und an dem einen Pol der Reihe die Stickluft, an dem anderen der Frost die Kranken aufreibt“.

„Von 20 000 Verwundeten hat nicht ein einziger ein Hemd, ein Bettuch, eine Decke oder auch nur einen Strohsack erhalten.“ Auf dem Hofe der Bürgerschule ist ein Berg von toten Preußen aufgetürmt, „die nackt daliegen und von Hunden und Raben angefressen sind“.
(J. Scherr III, 304.)

Wie unsagbar traurig sieht es aber erst in der Umgebung Leipzigs aus! Meilenweit ist die Erde zerstampft und niedergetreten. Da ist weder Feld, noch Wiese, noch Garten erkennbar. Und nun die Dörfer! Sie sind ja der eigentliche Schauplatz des Ringens gewesen — hier hat der Kampf am heftigsten getobt. Kirchen und Häuser liegen in Schutt und Asche. Schwarz und gespenstlich starren die Ruinen in die Luft. Und die noch stehenden Häuser sind kläglich zugerichtet.

Da sind keine Fenster, keine Türen, keine Dielen, keine Möbel mehr. Was die Gewalt des Schlachtensturmes nicht zerstört hat, das haben die Krieger mit der Art herausgeschlagen und zu den Wachtfeuern geschleppt. Alle Vorräte sind weggenommen — aller Viehstand ist vernichtet.

Auf der großen, weiten Schädelstätte liegen sie noch zu Tausenden, die toten Streiter, in unbeschreiblich schauerlichem Zustande. Graufige Bilder! Wer sind sie alle, diese dahingerafften Menschenopfer? Wo hat ihre Wiege einst gestanden, und welches Elternauge wird bei der Todeskunde heiße Tränen um sie weinen? Ach, die Söhne fast aller Nationen haben hier gekämpft und geblutet: Preußen, Oesterreicher, Russen, Polen und Schweden auf der einen Seite, Franzosen, Spanier, Italiener, Polen, Badenser, Württemberger, Hessen und Sachsen auf der anderen Seite! Nun liegen sie, die sich so wutentbrannt zerfleischt, im Tode friedlich nebeneinander — dahingemäht in der Kraft und Blüte ihres Lebens!

Wie lange wird es dauern, bis alle die gefallenen Streiter, die den Heldentod auf fremder Erde gefunden, als kostbare Menschengarben eingebettet sind zum stillen Frieden des Grabes? Und glaubt man nach Wochen, daß endlich die Erde des Todes Raub verschlungen hat, so entdeckt man hie und da an versteckten Orten immer noch tote Krieger, die dort vielleicht einsam und hilflos verschmachtet sind. In einer Scheune bei Meusdorf findet man noch nach 14 Tagen 114 auf allerhand Art umgekommene Soldaten. O gräßlicher Anblick!

Wie rasch die Verwesung an den blutrünstigen, verstümmelten Leichen eintritt! Da muß ja die Luft ver-

pestet werden! Zu all dem Jammer und Elend kommt daher noch der Pesthauch wie ein fahler Todesreiter hinterdrein. Typhus, Nervenfieber und andere Seuchen raffen nicht allein unter den Verwundeten, sondern auch unter den Bewohnern unzählige Opfer dahin. In Leipzig allein fallen durch das Nervenfieber 1919 Menschen dem Tode zur Beute.

Das sind die Schrecken und Greuel des Krieges.





XII.

Schlußwort.

Groß war die Freude der Sieger bei ihrem Einzug in Leipzig, größer noch war sie draußen im ganzen Lande. Froh jubelte das ganze deutsche Volk auf, als die Kunde der Leipziger Schlacht von Ort zu Ort drang:

„Das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang wie himmlische Zimbeln hell!
Habt Dank der Müh von dem blutigen Streit!
Laßt Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht!“

Und mit Recht durften sich die Deutschen freuen; denn seit der Hunnenschlacht auf den Catalaunischen Feldern hatten Germaniens Völker keine größere und gewaltigere Schlacht geschlagen, als die in Leipzigs Ebene, aber auch keinen gigantischeren Erfolg errungen, als hier.

Laßt uns darum wie ein Wanderer, der einen gefährvollen Weg durchschritten, noch einmal rückwärts schauen und die furchtbare Gefahr ins Auge fassen, in der unser deutsches Volk geschwebt, und die in der Leipziger Schlacht glücklich von uns abgewendet ward.

Dann erst werden wir den mutigen, tapferen Streitern in rechter Dankbarkeit für die wunderbare Rettung den Ruhmeskranz ums Haupt winden.

Wie ein Wetterstrahl war Napoleon über die Reiche Europas dahingefahren; aber keinem Lande hatte er die Feuerspur seines Wandels so tief eingedrückt, wie gerade unserm armen Vaterlande. Wie sonst nirgends so furchtbar, hatte er ganz besonders bei uns alle Gesetze der Gerechtigkeit ohne Scheu — ja mit Hohn — niedergetreten, alte, aus unserem ureigenen deutschen Wesen herausgewachsene Rechte unter hämischem Spott vernichtet, hatte Fürstenthronen gestürzt, alle deutschen Stämme nacheinander unterjocht, deutsche Provinzen ausgeplündert und ausgesogen bis aufs Blut und das Leben der einzelnen nicht höher geachtet, als das der Tiere.

Ungeheuer, beispiellos, unglaublich war das Glück dieses Schlachtenkaisers gewesen; und das hatte ihm das Bewußtsein der Allmacht gegeben und ihn in taumelnden Übermut versetzt. Unaufhaltsam hatte sich seine Macht wie eine Lawine vom Rheine her über unser armes Vaterland dahingewälzt. Denn in seiner unbeschreiblichen Rücksichtslosigkeit hatte er die von ihm unterjochten oder bedrängten deutschen Stämme gezwungen, die Blüte ihrer Jugend unter seine Fahnen zu stellen und seine Heerscharen zu immer größerer Übermacht zu mehren. Deutsche Krieger hatten müssen seine Siege mit erringen helfen gegen Preußen, Österreicher, Russen, Spanier, Portugiesen und Italiener.

In kurzer Zeit hatte unser armes Vaterland, methodisch geplündert, völlig widerstandslos und ohnmächtig am Boden gelegen — ein Spielball in der Hand des

brutalen Tyrannen, der nun darangegangen war, den deutschen Volksgeist, deutsches Denken und Fühlen zu knebeln, ja völlig zu vernichten.

Es war fortan dem Deutschen nicht mehr erlaubt zu sagen, was er dachte. Jeder galt als Verbrecher und verfiel schonungsloser Strafe, der über Frankreich und seinen Kaiser nur ein unbedachtes Wort sprach. Alles, was Napoleon und seiner Tyrannei nachtheilig oder nicht ehrenvoll erschien, ward mit dem Schleier des Stillschweigens bedeckt. Jedes Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit ward systematisch ertötet, dafür aber Lüge, Heuchelei, Spioniererei und Niedertracht großgezogen. Gedenkfeiern französischer Siege und Feste zur Verherrlichung des Kaisers wurden befohlen und erzwungen, wobei sich die Deutschen des ihnen auferlegten Joches freuen mußten.

Wahrlich, schon war die Zeit nahe, wo jeder freie Gedanke in unserem Volke erstarb. Wie eine Lähmung hatte sich's über die unterdrückten Deutschen gelegt — eine Lähmung jeder besseren Kraft. Sie durften ja nur das noch denken und sagen, was ihnen ihre Bezwinger verstatteten und vorschrieben.

Großer Gott! unser Volk stand vor seinem Untergange! Wenige Jahre noch — und es hätte neben seiner Freiheit und seinen alten Rechten auch seine Sprache und Sitte und sein volkstümliches Wesen verloren! Dann wäre es ruhmlos in der Schar der Heloten des schonungslosen Weltdespoten verschwunden. Fürwahr! eine Gefahr, wie sie nicht größer über einem edlen Volke schweben kann!

Aber Gott hat sie von uns abgewandt durch die siegreiche Leipziger Schlacht!

In den Tagen des Oktobers 1813 schlug die Rettungstunde nicht nur für unsere Freiheit, sondern auch für unser ganzes deutsches Volkstum. Nach namenlosen Leiden der grausigen, siebenjährigen Knechtschaft wurden hier auf Leipzigs Schlachtgefilden auch namenlose Anstrengungen gemacht und ungeheure Opfer an Menschenblut und Menschenleben dargebracht, um den schier unüberwindlichen Koloss endlich zu stürzen und sein Reich zu brechen.

So groß und gewaltig waren jene Tage, daß man über ihnen ein wuchtiges, dröhnendes Eingreifen göttlicher Vorsehung deutlich zu verspüren meinte. Durch das ganze Volk ging das starke Gefühl: „Gott mit uns!“

„Es rauscht und singt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht so Heil'ges nicht zum Spott!
Viktoria! Mit uns ist Gott!“

Als Gottesgericht betrachtete man es, daß der korsische Weltdespot doch endlich in der Leipziger Schlacht mitten auf seiner Titanenlaufbahn aufgehalten und niedergeschmettert ward.

Aus dem „Ende Germaniens“ war ein „Auferstehen Deutschlands“ geworden. Die Freiheit war gerettet. Gottlob! nun war es uns wieder erlaubt, deutsch zu sein! Das Recht der Wahrheit und der Gerechtigkeit war zurückgekehrt, und der von deutscher Schmach und Sklaverei besleckte Boden Deutschlands war wieder gereinigt.

„Wir sind zwar arm geworden“ — schreibt Gneisenau noch unter dem gewaltigen Eindrucke des Sieges — „aber jetzt reich an kriegerischen Ruhm und stolz auf die wiedergewonnene Unabhängigkeit; diese Güter

sind mehr wert, als die unermesslichsten Reichtümer bei fremder Herrschaft."

Das deutsche Volk hatte das Gefühl seiner Kräfte wiedergewonnen. Obwohl niedergetreten und in die Tiefe der Verzweiflung gestoßen, hatte es doch den Mut und das Selbstvertrauen gefunden, den ungeheuren Kampf gegen den übermächtigen Zwingherrn zu wagen. Zwietracht und Eifersucht waren erloschen in der schönen Begeisterung, die alle durchglühte. Ein Geist, ein Wunsch beseelte alle deutschen Stämme. Eine heilige Flamme war in der edlen deutschen Jugend entbrannt, und alle Stände mischten sich in die Reihen der Streiter. Sie haben alles darangegeben, alles geopfert: ihr Wohlergehen, ihre Stellung, ihr Amt, ihre Würde, um einzutreten für die Freiheit ihres Staates und für die edelsten Güter des Volkstums. Die Gefahren des Krieges haben sie verlacht, seine Lasten getragen und sich mit Todesverachtung in die Schlacht gestürzt, um mit ihrem Blute die Schmach des Vaterlandes auszulöschen.

So ward die Freiheit wieder auf den Thron gehoben, deutsches Gesetz, deutsche Sitte, deutsche Wissenschaft wieder eingesetzt in ihre alten Rechte. Und von der Bürger heil'gem Blute getränkt, ist durch die Schlacht bei Leipzig die Eiche des Vaterlandes gepflanzt worden, unter deren Laubdach wir jetzt wohnen. Sie ist fortan gewachsen und stärker geworden, daß ein halb Jahrhundert später endlich dort bei Sedan die letzte, große Abrechnung mit der napoleonschen Legende, dem Bonapartismus, gehalten werden konnte. Die Wiedergewinnung des „verlorenen Gutes an den Vogesen“ und die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums waren der rechte Abschluß der deutschen Freiheitskämpfe.

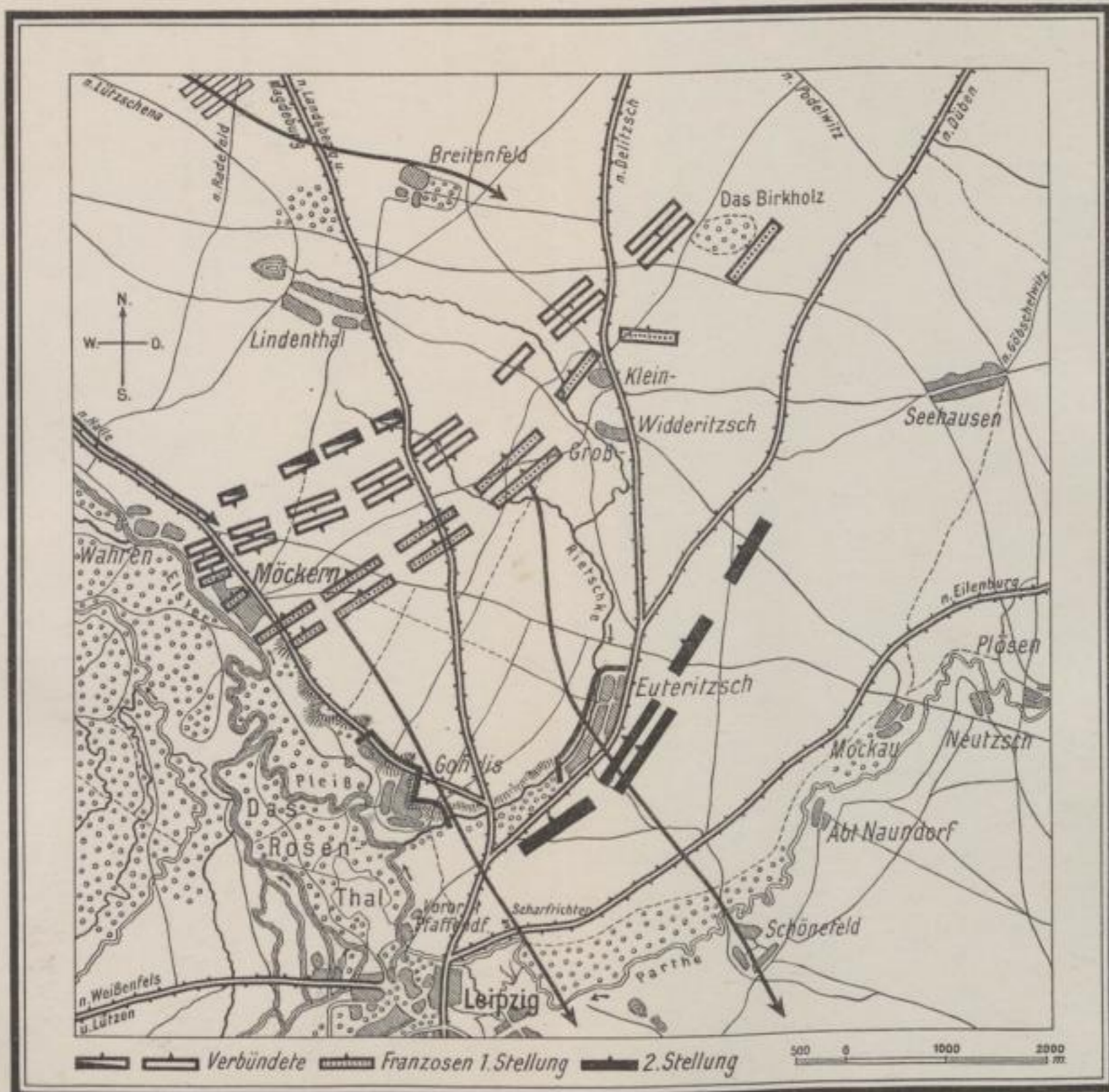
Ohne Leipzig kein Sedan, und ohne Sedan kein deutsches Kaiserreich! Es ist unmöglich, daß ein Deutscher von der Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums spricht und hört, ohne daß er mit dankbarem Nachhall im Herzen der Leipziger Schlacht gedenkt. Mit Stolz und klopfendem Herzen laßt uns daher immer und immer wieder feiern das Gedächtniß der Schlacht bei Leipzig! Den kühnen Streitern, die dort mit unerhörter Tapferkeit gekämpft und den Lohn der verdienten Unsterblichkeit empfangen haben, laßt auch von uns, ihren Enkeln und Nachkommen, dankbar den Lorbeer reichen!

Dann aber mag für uns das Wort gelten: Halte, was du hast, daß dir niemand deine Krone nehme! nämlich die Krone, die geschmückt ist mit den köstlichen Edelsteinen: der deutschen Eintracht, der deutschen Tapferkeit und der deutschen Treue!

„Vaterland, du Land der Ehre,
Stolze Braut mit freier Stirn,
Deinen Fuß benezen Meere,
Deinen Scheitel krönt der Firn,
Laß um deine Huld uns werben,
Schirmen dich mit starker Hand;
Dein im Leben — dein im Sterben,
Ruhmgekröntes Vaterland!“



Druck von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

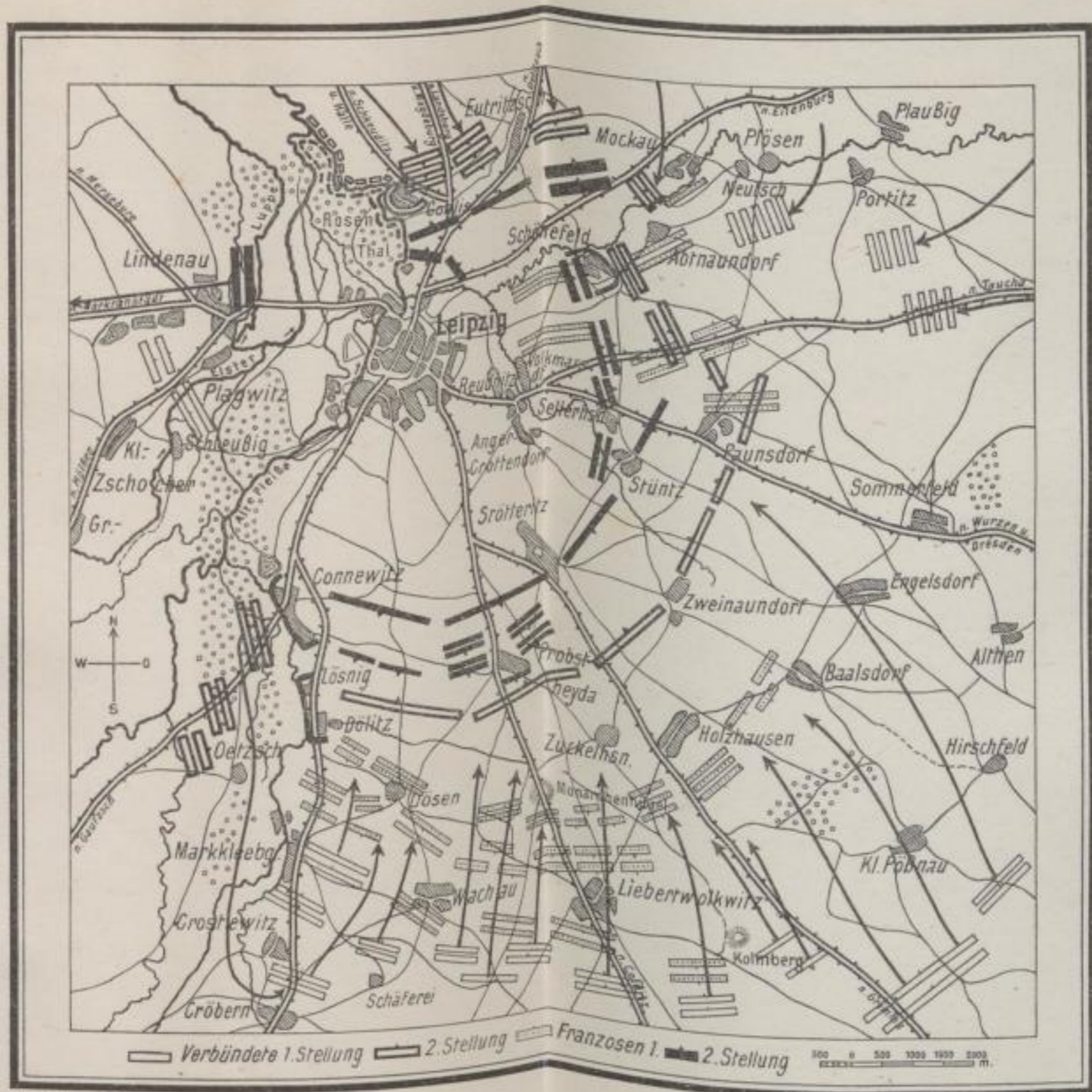


G. Schmiedgen.

Friedrich Andreas Petthes A. G. Gotha.

Plan zur Schlacht bei Möckern am 16. October 1813.

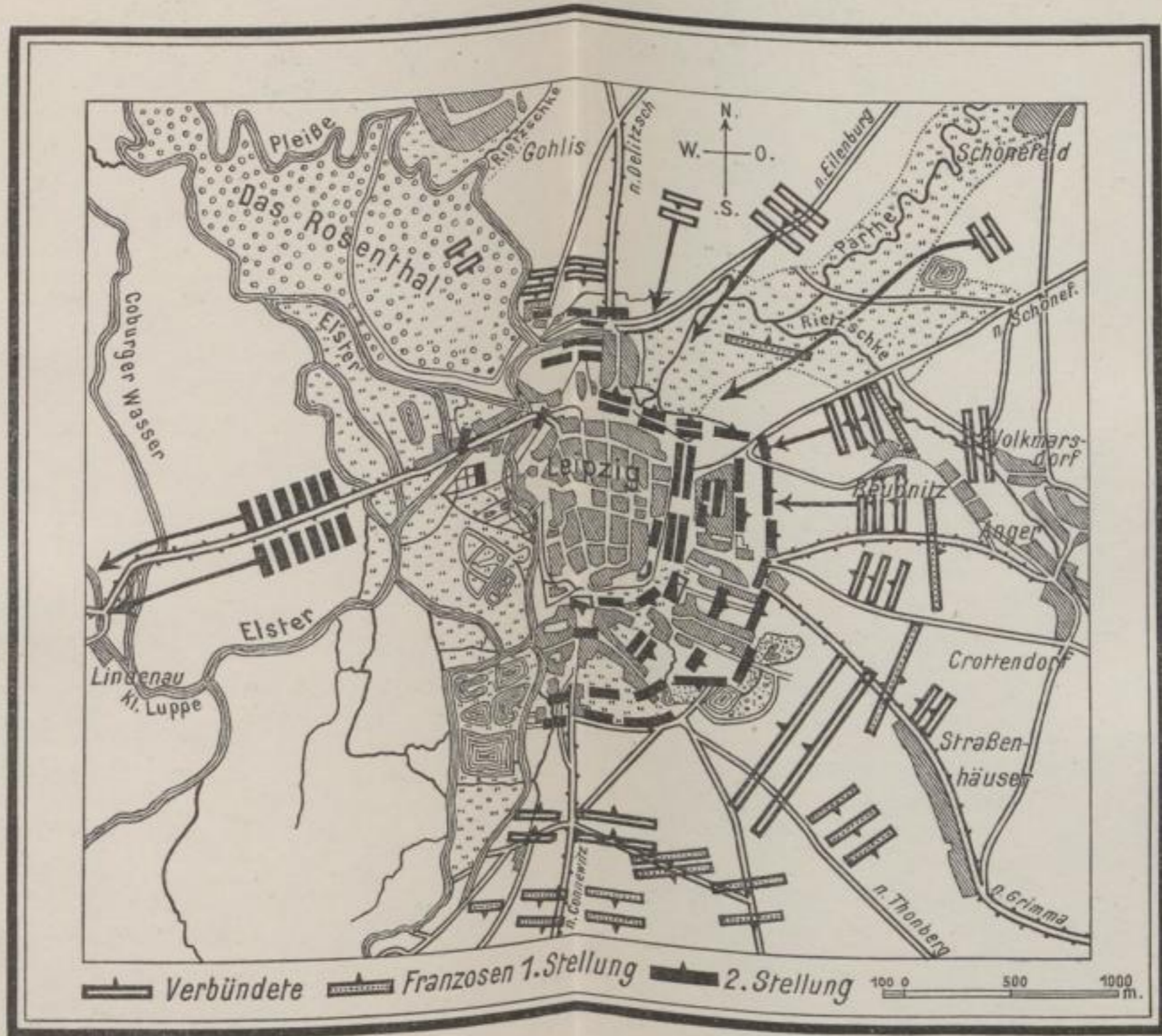




G. Schmiedgen.

Friedrich Andreas Perthes u. S. Gotha.

Plan zur Schlacht vor Leipzig am 18. Oktober 1813.



G. Schmiedgen.

Friedrich Andreas Petthes A. S. Gotha.

Plan zur Erstürmung von Leipzig am 19. Oktober 1815.

Bibl.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

„Ich will!“ Lebensbilder hervorragender Männer unserer Tage.
Von H. Stöckl. Mit 16 Porträts. M 2.40, geb. M 3.—

Dieses Buch ist in erster Linie für die heranwachsende Jugend bestimmt, der es in lebensvollen Zügen den Entwicklungsgang von sechzehn Männern schildert, die kraft ihres Willens und ihrer Beharrlichkeit sich zu den Höhen der Menschheit empor schwangen. Die sechzehn Männer, deren Lebensbilder das Buch bietet, gehören der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit an; sie entwickelten sich unter den gleichen Lebensbedingungen wie wir, und daher ist ihr Beispiel geeignet, lebhaft und eindringlich auf Phantasie und Willen der Jugend zu wirken. Aber nicht nur jugendlichen Lesern wird das Buch eine anziehende und wertvolle Gabe sein, sondern auch Erwachsene werden sich gerne seiner Lektüre widmen.

Unter deutscher Flagge. Reisen nach dem Ostindischen Archipel, China, Australien, Südafrika und Westindien. Für die reifere Jugend. Von Edwin Arlt, F. Kapitänleutn. a. D. Mit 62 Abbild. Geb. M 4.—

In anziehender und spannender Darstellung schildert der Verfasser seine Reisen auf den Bremer Schiffen „Heimath“, „Agnes“ und „Trinidad“ nach dem Ostindischen Archipel, nach China, Australien, Südafrika und Westindien. Belehrende Erläuterungen aus der Geschichte, der Geographie und den Naturwissenschaften sind den stets fesselnden, oft dramatisch zugepitzten und vielfach humoristisch verlaufenden Erlebnissen des Helden eingestreut. Die lebensvollen Beschreibungen fremder Länder, Meere und Völker werden durch 62 malerische Abbildungen treffend veranschaulicht. Das schön ausgestattete Buch ist für die reifere Jugend ein unterhaltendes und belehrendes Geschenkwerk ersten Ranges.

Nansens Nordpolfahrt. Dem Volke und der Jugend erzählt nach Fridtjof Nansen „In Nacht und Eis“ von G. Schmiedgen. Mit 1 Karte. Illustriert.
M 2.40, eleg. geb. M 3.—

Unter Zugrundelegung des Originalwerkes eine vollstündliche Darstellung der großen Nordpolexpedition. Der Verfasser bietet unter Ausschließung alles gelehrten und wissenschaftlichen Beiwerkes nur diejenigen Erlebnisse und Erfahrungen der kühnen Nordpolfahrer, die bei weiten Kreisen des Publikums auf Teilnahme und Verständnis rechnen können. Ein rechtes, empfehlenswertes Geschenk für die wissensdurstige Jugend.

Märchen und Schwänke für Jung und Alt.

Seinen Kindern erzählt von Rudolph Vogel.
Mit Bildern von Johannes Gehrts.

Frau Märe.

4. Aufl. Ill. geb. M 4.—

Glückskindle.

2. Aufl. Ill. geb. M 4.—

Spinnweiblein.

3. Aufl. Ill. geb. M 4.—

Nicht altklug wie die Neunmalweissen redet sie, des Dichters „Frau Märe“, nein so einfach und doch so warm und tief, daß sie dem lauschenden Kinde die Welt in Sonnenglanz taucht. Wer seinem Kinde und sich selbst das gleiche gönnt, der lasse die Bücher, die Künstlerhand trefflich geschmückt hat, unter dem Christbaum nicht fehlen.
Martinus i. d. „Tägl. Rundschau“.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Friedrich von Hellwig. Ein Lebensbild aus stürmischer Zeit.
Von H. Nebe. Mit 2 Bildern.
M 1.20, geb. M 1.80

Die Lebensgeschichte eines schneidigen Reiterführers, der schon als junger Offizier am 17. Oktober 1806 mit 50 Husaren bei Eisenach Tausende preussischer Soldaten aus französischer Gefangenschaft befreite. Allen Freunden vaterländischer Geschichte, jung und alt, empfohlen.

Johann Wolfgang Goethe. Lebensbild eines großen Menschen.
Der reiferen Jugend dargestellt
von C. Berg. Mit einem Titelbild und 28 Textbildern. V u.
204 S. 8°. brosch. M 3.—, geb. M 4.—

Für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts! Bornehmes Geschenkwerk von dauerndem Wert, das auch von Erwachsenen gern gelesen werden wird.

Emanuel Geibel. Sein Leben und Schaffen volkstümlich dar-
gestellt von G. Kleibömer. Mit 1 Titelbild
und 5 Textbildern. VII u. 85 S. 8°. brosch. M 1.60, geb. M 2.25

Das Buch bietet außer einem lebendigen Bilde von des Dichters Leben und Wirken auch eine knappe Einführung in die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts und wird bei den Gebildeten, bei der reiferen Jugend und in den weitesten Volkskreisen rasch beliebt werden.

Friedrich Perthes. Ein deutscher Buchhändler. Dem Volke und
der reiferen Jugend dargestellt von O. Berz-
drow. Mit 2 Porträts. geb. M 3.—

Das Buch schildert das Leben eines kraftvollen Mannes, der, bedeutend in seinem Berufe, noch größer als Patriot und als Mensch eine der herrlichsten Erscheinungen in der Zeit der Befreiungskriege ist.

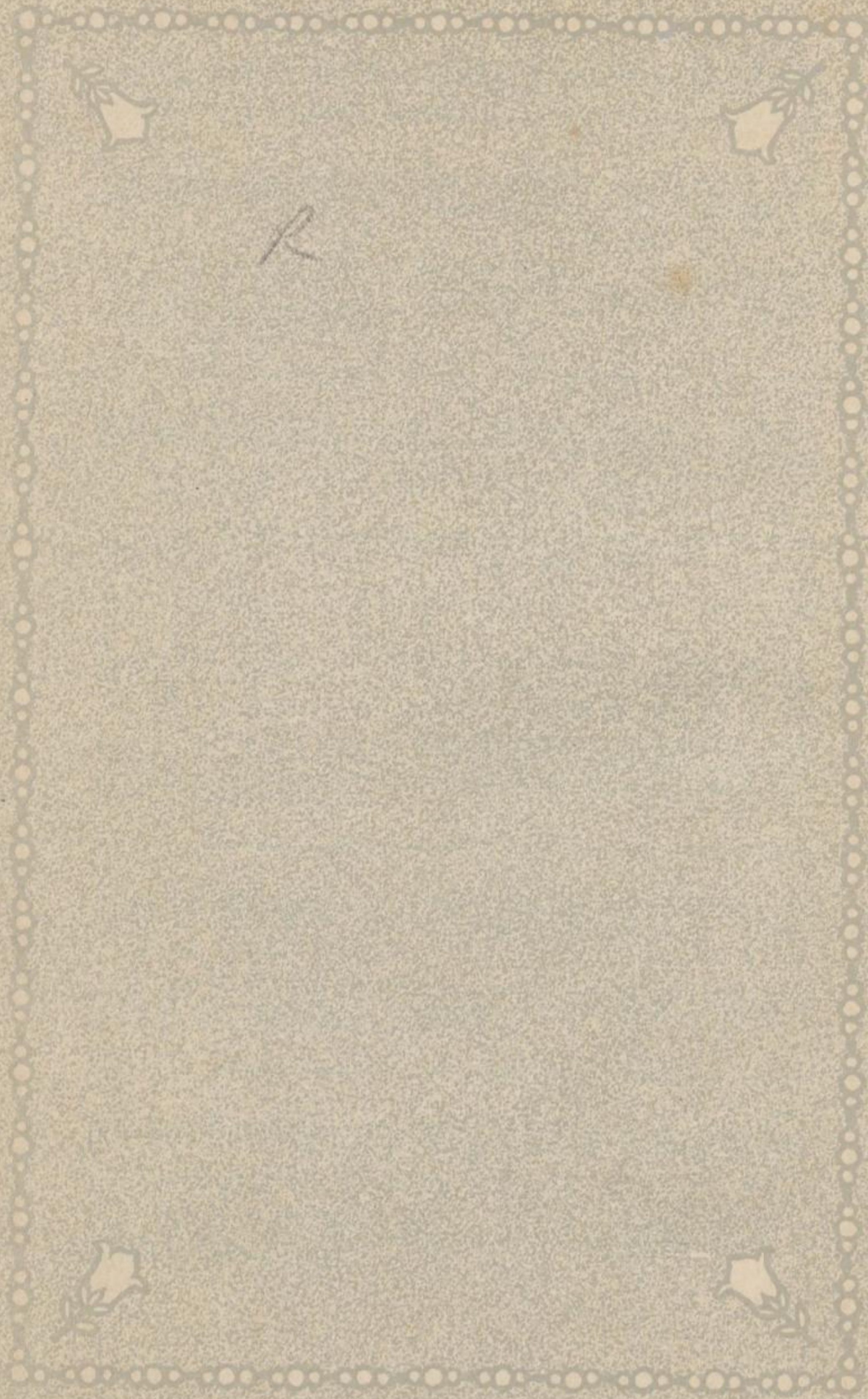
Hundert Dichtungen aus der Zeit der Befreiungskriege.

Zusammengestellt von Dr. H. Dütschke. 8°. geb. M 1.—

Eine Sammlung unserer kernigsten patriotischen Lyriker: Kleist, Körner, Rückert, Uhland — wie sie gesungen haben in schweren und siegreichen Tagen, mit kurzen biographischen Skizzen.

ing

18



R

SLUB DRESDEN



3 4510398